

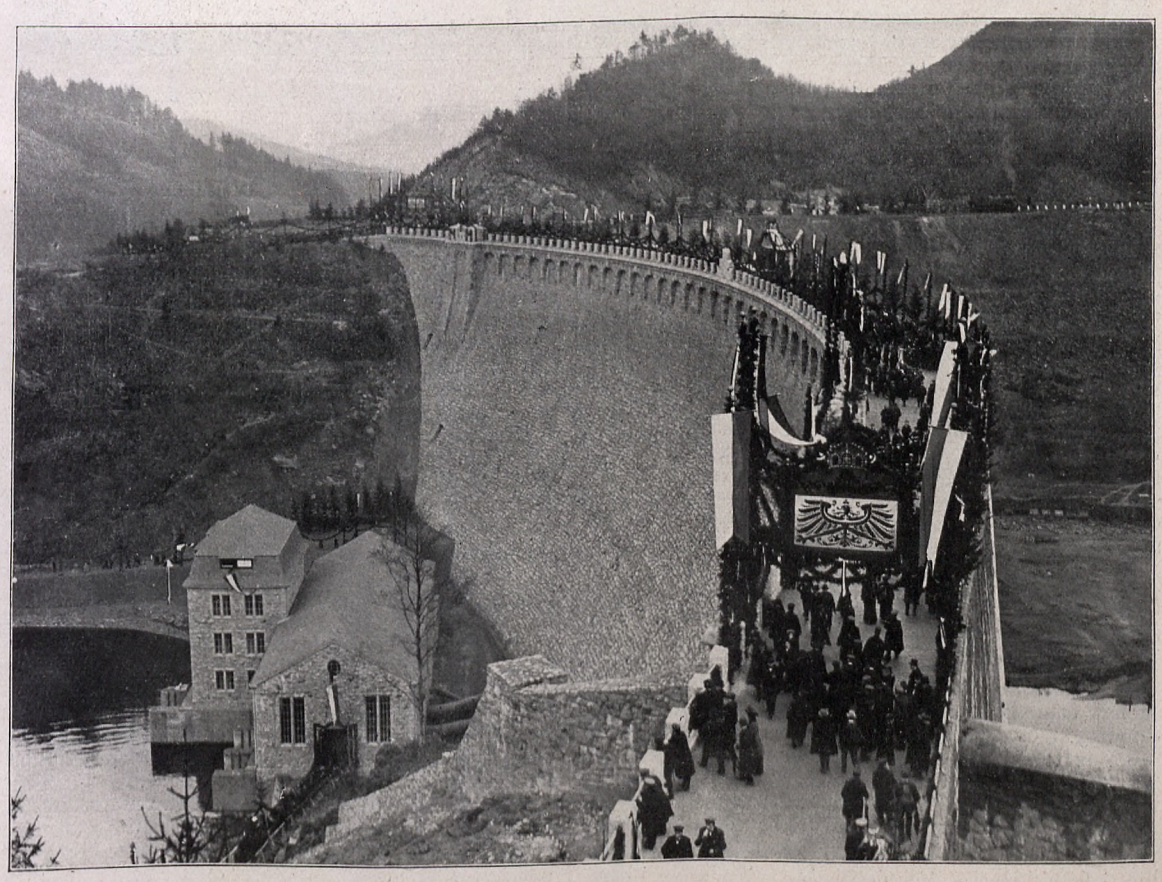
Nebeltreiben am Elbgrunde
Photographie von Dr. Kufahl in Dresden

G. SIWINNA
BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI
KATTOWITZ

Illustrierte Chronik

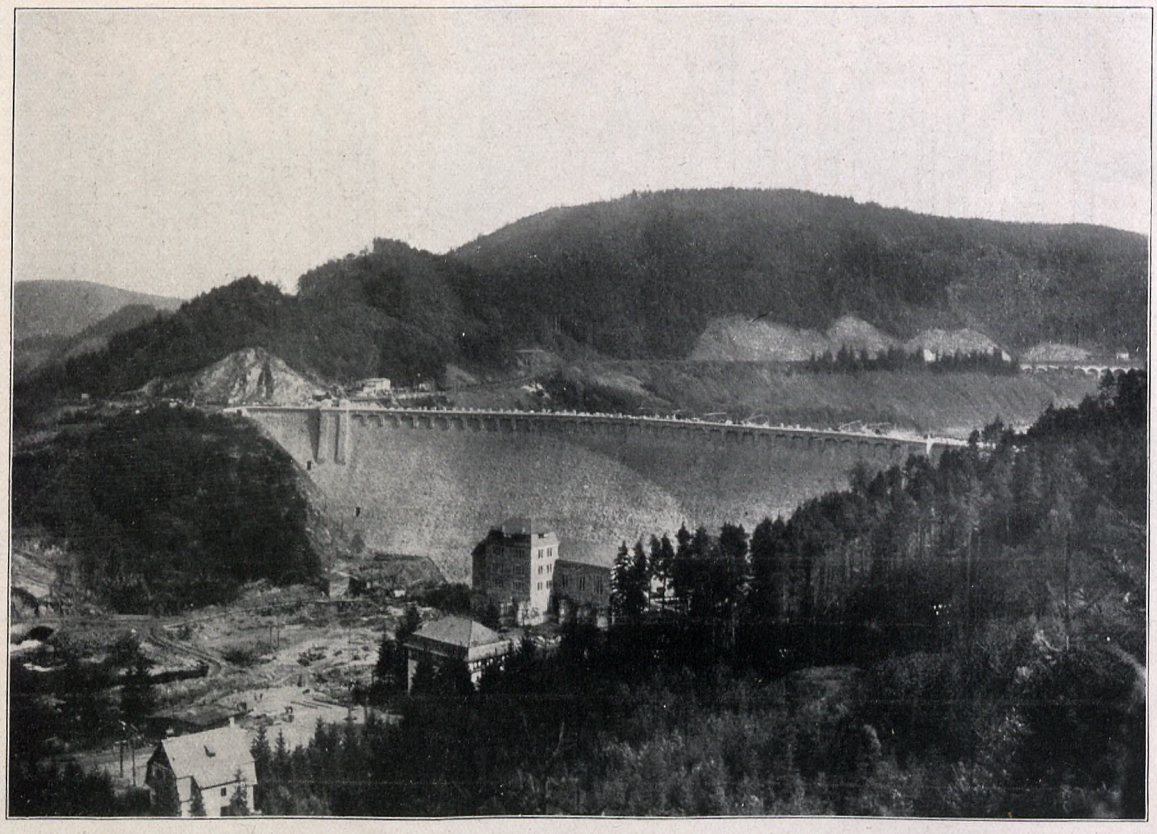


6. Jahrgang Nr. 6 — 15. Dezember 1912



phot. Photo-Union Paul Lamm in Berlin

Von der Einweihung der Bobertalsperre bei Mauer im Riesengebirge
Die Feststraße auf der Sperrmauer



Die Bobertalsperre bei Mauer im Riesengebirge

phot. Haeckel in Berlin

Tagesereignisse

Der Kaiser in Schlesien. Der Kaiser hat in den Novembertagen in Schlesien geweilt. Am 11. November traf er von Berlin mit großem Gefolge, unter dem sich auch der Vertreter des Auswärtigen Amtes, Gesandter von Treutler, und der Chef des Militärkabinetts, Freiherr von Lyncker, befanden, in Trachenberg zum Besuch bei dem Fürsten von Hatzfeldt ein. Er wurde vom Herzoge, und dessen beiden Söhnen, von Landrat von Grolman und Bürgermeister Stammberger empfangen. Nach feierlicher Begrüßung fuhr er durch die festlich geschmückte Stadt zum Schlosse, das in prächtigem Buntfeuer erstrahlte. Vor dem Schloßportal wurde der Kaiser von den Damen der herzoglichen Familie empfangen. Abends fand ein Diner im Schlosse statt. Nach demselben ließ sich der Kaiser die Pläne für die Breslauer Jahrhundert-Ausstellung vorlegen. Am nächsten Morgen fuhr er mit dem Herzog zur Jagd, im Gelände von der Jägerei mit dem Fürstengruß empfangen. Im Jagdzelt wurde das Jagdfrühstück eingenommen.

Am 13. November erfolgte die Abfahrt des Kaisers nach Breslau. Um 12 Uhr 20 Minuten mittags traf er auf dem Breslauer Hauptbahnhofe ein. Zur Begrüßung waren der Generaladjutant und Kommandant des Hauptquartiers, Generaloberst von Plessen, und der Chef des Militärkabinetts, General der Infanterie Freiherr von Lyncker, sowie Polizeipräsident von Oppen erschienen. Der Kaiser begab sich sofort mit seinem Gefolge nach der Kürassierkaserne, deren Zufahrtsstraße mit Fahnenmasten, Girlanden und Fichtenbäumchen in eine Triumphstraße verwandelt worden war. Am Eingang der Kaserne wurde der Kaiser von dem Kommandierenden General, General der Infanterie von Pritzelwitz, und dem Kommandeur des Leibkürassierregiments, Oberstleutnant von Websky, empfangen und auf den Kasernenhof geleitet, wo er die Parade über das Regiment abnahm. Nach der Parade fand im Offizierkasino ein Frühstück statt. Um 3 Uhr verließ der Kaiser die Kaserne und fuhr nach dem Hauptbahnhofe zurück. Auf dem Wege bildeten u. a. 700 „Mann" Jungdeutschland Spalier. Auf dem Bahnhofe verabschiedete sich der Kaiser von dem Offizierkorps des Leibkürassierregiments und fuhr nach Moschen zum Besuche des Grafen von Tiele-Winckler.

Am 16. November wohnte der Kaiser der Einweihung der Talsperre in Mauer bei und kehrte darauf nach Berlin zurück.

Sehr großes Interesse brachte der Kaiser auch bei diesem Besuche in Schlesien dem in der Zeitschrift „Schlesien" zuerst veröffentlichten Plane des Baurats Großer über die Freiegung der Universität in Breslau entgegen. Auf Wunsch des Kaisers führte Baurat Großer im Schlosse zu Trachenberg ein Modell seines Planes vor; es fand die uneingeschränkte Anerkennung des Kaisers, sodaß die spätere Verwirklichung der großzügigen künstlerischen Idee zu erhoffen ist. G. H.

Die Einweihung der Talsperre in Mauer. Nach jahrelanger emsiger Arbeit ist am 16. November das Werk gekrönt worden, das den ungebärdigen Wildling des Riesengebirges, den Bober, vollends in Fesseln schlug. Die Talsperren in seinem oberen Gebirgslaufe langten nicht aus, um seine wilde Kraft zu bändigen. An seiner gefährlichsten Stelle, am Ausgange der grausig-schönen, wildromantischen Boberschlucht bei Mauer mußte erst die größte Sperre des Kontinents errichtet werden. Eine Zyklopenmauer von 60 Meter Höhe und einer oberen Länge von 280 Meter, einer Breite von unten



phot. Photo-Union Paul Lamm in Berlin

Von der Einweihung der Bobertalsperre bei Mauer im Riesengebirge
Der Kaiser im Gespräch mit Professor von Gosen, dem Schöpfer des links sichtbaren Schlußsteins

50 und oben 7,2 Meter erhebt sich nunmehr zwischen den waldigen Bergen. Eine Masse von 250 000 Kubikmeter Bruchsteinwerk stemmt sich dem Wasser entgegen, das oberhalb in der Schlucht acht Kilometer weit bis zu 50 Millionen Kubikmeter aufgestaut wird.

Ein fremdes Volk hat während der Baujahre in dem Tale gewohnt, Kinder des Südens mit bunten Tüchern und heißem Temperament. Auch Opfer an Menschenleben verlangte das Riesenwerk. Erst kürzlich zog der Strudel des Umlaufstollens drei Ingenieure in die Tiefe. Ihnen ist das gewaltige Bauwerk ein Riesenmonument. Wie klein nimmt sich das dreistöckige Turbinenhaus an dem Fuße der Sperre ihr gegenüber aus, und was für ein Blick öffnet sich von der Mauer und der Straße, die über sie hinwegführt. Und welche Riesenkraft birgt die aufgespeicherte Wassermasse! Bis zu 6000 Pferdekräfte werden als elektrischer Strom weit in das Land hinausgesendet, einem großen Teile von Schlesien Kraft und Licht zu spenden. So sind die hohen Baukosten des Riesenwerkes, die sich auf acht Millionen Mark beziffern, zwiefach nutzbringend angelegt. Abgesehen von diesen praktischen Aufgaben bildet die Sperre ein Denkmal der heutigen Bau- und Ingenieurkunst, das, ohne die erhabene Gebirgsnatur zu stören, neue gewaltige Reize in sie hineinbringt.

Von Professor Intze ist das Werk erdacht, von Baurat Bachmann ausgeführt; es ist das gewaltigste Glied in der Kette der Schutzmaßregeln für das Bobertal, die insgesamt 20 Millionen Mark verschlungen haben, und die unter der technischen Leitung des Landesbaumeisters Gretschel in Breslau und des Landesbauinspektors Wolf in Hirschberg geschaffen worden sind.

Unser Kaiser hat diesen Schutz der Talbewohner nach der Hochwasserkatastrophe im Jahre 1897 angeregt, und er nahm auch an der Einweihung des Schutzbauwerkes am 16. November teil. Eine Menge hoher Festgäste und die Spitzen der Behörden, darunter auch Oberbürgermeister Matting und Bürgermeister Trentin aus Breslau, trafen zur Einweihungsfeierlichkeit in Hirschberg ein. Kriegervereine, Feuerwehr, Jugendwehr, Schüler und Schülerinnen strömten von Hirschberg in langem Zuge zur Stelle des Festes. Dort wurde der Kaiser von dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, dem Herzoge von Ratibor, dem Grafen von Stosch, dem Landeshauptmann Freiherrn von Richthofen, dem Oberpräsidenten Dr. von Guenther, dem Regierungspräsidenten Freiherrn von Seherr-Toß und dem Landrat Grafen Limburg-Stirum empfangen und auf die Krone der Mauer geleitet. Der Herzog von Ratibor begrüßte den Kaiser und sagte ihm Dank für die Förderung des Werkes. Dann hielt der Vorsitzende des Provinzialausschusses, Wirklicher Geheimer Rat Graf Stosch einen Vortrag über die Durchführung des Hochwasserschutzes. Der Kaiser gab darauf den Befehl zum Fallen der Hülle des Schluß- und Gedenksteines. Als die Hülle fiel, brachte der Herzog von Ratibor ein dreifaches Hurra auf den Kaiser und König, den Markgrafen und Herzog von Schlesien, aus.

Der Schlußstein ist in die Mitte der Krone der Mauer eingefügt; er besteht aus schlesischem Granit und trägt



phot. Mielert in Sprottau

Die „Wunderkiefer“ bei Bremberg

auf einer Bronzetafel das Reliefporträt des Kaisers in der Uniform des schlesischen Leibkürassierregiments mit der Inschrift „Erbaut unter der segensreichen Regierung Wilhelm II.“ Die untere Hälfte der Tafel zeigt die Inschrift „In Erinnerung an 1897“ und darunter die Strophe aus dem Bürgerschen „Liede vom braven Mann“:

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesental begrub ein See;
Der Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Illustriert wird der Vers durch einen Reliefffries, der die Gewalten des Wassers in Gestalt einer Gruppe kämpfender Titanen darstellt, flankiert von den Gestalten eines Bürgers und eines Bauern. Die Tafel ist von Professor von Gosen in Breslau ausgeführt.

Der Kaiser, der auch für die Einzelheiten des gewaltigen Werkes lebhaftes Interesse zeigte, fuhr nachmittags über Hirschberg nach Berlin zurück. Die Festteilnehmer versammelte nach der Feier ein Festmahl im Talsperrenrestaurant, bei dem Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen den Kaisertoast ausbrachte, worauf der Herzog von Ratibor die Erbauer des Werkes feierte. G. H.

Aus großer Zeit

Die „Wunderkiefer“ bei Bremberg. Bei dem schön im Vorgebirgsland gelegenen Dorfe Bremberg im Kreise Jauer steht an dem Wege, der westlich vom Dorfe sich in die nach Hermsdorf und Schlaup führenden Landstraßen teilt, eine sonderbare Kiefer, an die sich wegen ihrer merkwürdigen Astbildung verschiedene Sagen knüpfen, die jedoch alle darin übereinstimmen, daß die Kiefer einst verkehrt, d. h. mit der Spitze in den Boden gepflanzt worden ist. Am meisten verbreitet ist jene Ueberlieferung, nach welcher die im Dorfe 1813 in Gefangenschaft lebenden französischen Soldaten, die dort auch den nach ihnen benannten Weg auf eine Höhe angelegt haben, die Kiefer in der genannten Weise gepflanzt hätten. Gewährt der Baum schon, aus einiger Entfernung gesehen, einen eigentümlichen Anblick, so noch mehr, wenn man an seinem starken aber kurzen Stamme steht und in die Krone hinaufschaut. Hier sieht man die Aeste ganz in der Weise der Wurzeln wunderlich im Zickzack gekrümmt und die schwächeren Aeste und Zweige wie Wurzelgeflecht ineinander verwirrt. Ja, einzelne Partien haben geradezu das Aussehen von Wurzelfasergespinsten, kurz, die ganze Kronenbildung erweckt in überraschendster Weise den Anschein, als hätte man es hier wirklich mit einer ausgewachsenen Wurzel zu tun. Bäume, von denen die Sage geht, daß sie mit der Spitze, also verkehrt gepflanzt seien, gibt es in Schlesien mehrere, so eine Linde auf dem Nikolaifriedhofe in Görlitz, die einem Gottesurteil ihren Ursprung verdanken soll, und eine Eiche im Carolather Forste. Fritz Mielert

Bauten

Kinderhort und Siechenheim in Brieg. Das nach Plänen des Stadtbaurats Pistorius in Brieg errichtete Gebäude liegt im Südosten der Stadt an der erst neu ausgebauten Neisser Straße und bietet Aufnahme für 40 bis 50 Waisenkinder und 30 bis 35 Sieche. Beide Anstalten sind zwar unter einem Dache untergebracht, aber sonst durch eine Brandmauer vollständig von einander getrennt. Nur im Keller- und Dachgeschoß besteht zwecks gemeinschaftlicher Bewirtschaftung eine Verbindung.

Der Kinderhort im östlichen Teile des Gebäudes enthält im Erdgeschoß außer der Wohnung des Hausmeisters, noch den Aufenthalts- resp. Speiseraum für Waisenkinder, sowie einen größeren Kleiderraum. Im 1. und 2. Stockwerk befinden sich die Schlafräume für die Mädchen bezw. Knaben mit daran anstoßenden Wasch- und Kleiderräumen, ein Schlaf- und Aufenthaltsraum für kleine Kinder, zwei Krankenzimmer, sowie Baderäume.

Das Siechenheim im westlichen Teile enthält im Erdgeschoß eine Wohnung für die die Anstalt leitende Schwester, einen Aufenthalts- resp. Speiseraum für Sieche, einen Reserveraum für sechs Sieche, eine Teeküche und einen Plättraum.

In den beiden oberen Geschossen liegen die Wohnräume für zwei bis sechs Sieche (Männer und Frauen nach Stockwerken getrennt), sowie die nötige Anzahl von Kleider- und Waschräumen.

Im Kellergeschoß sind die Kochküche nebst Anrichte- und Vorratsraum, Waschküche, Wannen- und Brause-



phot. Rehnert in Löwenberg

Neues Volksschulgebäude in Löwenberg

bäder, Kessel- und Koksraum, Putzräume, sowie die nötigen Wirtschaftsräume belegen. Im Dachboden befinden sich luftige Bodenräume zum Trocknen der Wäsche, eine Rollkammer und der Motorraum für den elektrisch betriebenen Aufzug. An der Hinterfront liegt nach Süden zu eine gedeckte Veranda.

Die Fußböden sämtlicher Schlaf- und Wohnräume haben Linoleum-, die der Wasch- und Baderäume Fliesen- resp. Xylolitbelag. Das Gebäude ist mit Zentralheizung, Warmwasserversorgung und elektrischem Licht versehen. Zwei Aufzüge, einer davon elektrisch betrieben, befördern die Speisen nach den einzelnen Stockwerken. Beim Außenbau ist Edelputz verwendet worden. Die Eingangsportale, die Fenstersohlbänke und die Mansardenfenster sind aus Sandstein hergestellt.

Der Bau wurde Mitte September 1911 begonnen; die Einweihung erfolgte am 17. Oktober 1912. Die Kosten betragen mit Ausschluß des Grundstückes, welches in



phot. Curt Gröger in Brieg

Kinderhort und Siechenheim in Brieg

wohlwollender Weise von der Firma Neugebauer & Co. unter gewissen Bedingungen der Stadt zur Verfügung gestellt worden ist, ca. 140 000 Mark.

Volksschulhaus in Löwenberg. Löwenbergs evangelische Volksschule war seit etwa 150 Jahren in denselben Räumen, dem evangelischen Pfarrhause und dem benachbarten Pfuhlschen Hause untergebracht; ab und zu wurden auch noch Zimmer im Realgymnasium und selbst im Rathause und im Bürgerhospital zur Aushilfe benutzt. Der Unterrichtsbetrieb mußte mit der Zeit unter diesen unruhigen Verhältnissen leiden, und so beschloß denn die Stadt, ein neues und allen Anforderungen der heutigen Zeit entsprechendes Schulgebäude zu errichten. Und sie hat ganze Arbeit gemacht! Nach dem Entwurf und unter der Leitung des Stadtbaumeisters Möller entstand zwischen der südlichen Promenade und dem Fuße des Hospitalberges ein prächtiges Haus, welches der Stadt zu Zierde und Ehre gereicht. Ueber die architektonische Wirkung des Gebäudes sagt vielleicht das Bild auf S. 149 mehr als selbst die ausführlichste Beschreibung. Das erste Portal mit der Frau Holle, der Pechmarie und der Goldmarie im Schlußstein dient den Mädchen als Eingang. Die frischen Jugendgruppen und der langbärtige Kopf des Berggeistes Rübezahl am andern deuten darauf hin, daß hier Knaben ein- und ausgehen sollen. Reizend ist der Fries am Erker über diesem Eingange. Vertraute deutsche Märchen — Hans im Glück, Tischlein deck dich, Die sieben tapferen Schwaben — reden hier eine herzerfreuende Sprache.

Die nur wenig vorgezogene Risalite mit den Portalen sind im Dache als Giebel ausgebildet. Die Farben am Aeußeren des Gebäudes sind kräftig, passen aber gut zu einander. Ueber den gelbbraunen Sandsteinsockel sind die Flächen in einem warmen gelben Tone, der von weißen Lisanen und Bändern unterbrochen wird, geputzt. Entlüftungstürmchen und eine Plattform für Himmelsbeobachtungen durchbrechen die Dachfläche. Andere Städte, denen der Sandstein gewissermaßen nicht so vor der Tür liegt wie Löwenberg, müssen meist auf eine so weitgehende Verwendung dieses edlen Materials verzichten. Hier sind nicht allein der Sockel und die Portale, sondern auch alle Gesimse und Fenstersohlbänke aus diesem Baustoffe hergestellt. Die Innenräume entsprechen dem Aeußeren; sie sind in einfacher, farbenprächtiger Vornehmheit gehalten und von einer wohltuenden Lichtfülle durchflutet. Im Kellergeschoß finden wir die Wohnung des Schuldieners, die Zentralheizungsanlage, Brausebäder und einige Räume, welche später dem Handfertigkeitsunterricht dienen sollen. Das Erdgeschoß enthält das Amtszimmer des Rektors. Die Klassenzimmer verteilen sich über das Erdgeschoß und die beiden folgenden Stockwerke und liegen fast alle nach Osten. Außerdem enthält das Gebäude je ein Zimmer für die Lehrer und Lehrerinnen, je einen Saal für den Unterricht im Singen, im Zeichnen und in der Physik, und in den Giebeln sind Vorkehrungen getroffen, welche es ermöglichen, ohne viele Umstände noch einige Ergänzungszimmer herzustellen. Die an die Südseite angebaute Turnhalle dient zugleich als Schulsaal und ist aufs beste eingerichtet. — In den Korridoren sehen wir schöne, aus verschiedenfarbigen Fliesen hergestellte Trinkbrunnen, und ein „Gänselieselbrunnen" aus Sandstein, ein Werk des Bildhauers Paul Schulz in Breslau, wird binnen kurzem eine besondere Zierde des Mädchenhofes bilden. F. Reichel

Evangelisches Gemeindehaus in Schwientochlowitz. Am 10. November fand die Einweihung des Gemeindehauses in der evangelischen Gemeinde Schwientochlowitz statt, zu der Schwientochlowitz und Bismarckhütte gehört. Der Bau ist mit dem Pfarrhause zu einem überaus stattlichen Einheitsbau verschmolzen worden und enthält im Parterre das Amtszimmer, eine Diakonissenstation, den Konfirmandensaal, zugleich Raum für den Kindergarten und für Gemeindeversammlungen, und ein größeres Zimmer für Jugendpflege, Sitzungen der kirchlichen Körperschaften und Vereinszwecke, im Untergeschoß eine Wohnung des Kirchendieners, im ersten Stock die Pfarrerwohnung und im zweiten Stock die Wohnung für einen späteren Gemeindehelfer. Die Weiherede hielt Konsistorialrat Bojanowski aus Breslau. Zum Bau des Hauses, das mit innerer Einrichtung 45 000 Mark kostet, hat das Konsistorium ein unverzinsliches Darlehen von 15 000 Mark bewilligt. Aus dem Jugendpflegefonds des Konsistoriums empfing die Gemeinde 4000 Mark, vom Evangelischen Oberkirchenrate 2500 Mark, dieselbe Summe auch aus dem Freikurfonds, 1200 Mark vom Gustav-Adolf-Verein, je 1000 Mark von der Aktiengesellschaft Rütgerswerke in Bismarckhütte, vom Geh. Kommerzienrat Kollmann aus Baden-Baden, vom Geh. Kommerzienrat von Friedländer-Fuld in Berlin und 300 Mark von der Aktiengesellschaft für Zinkindustrie in Lipine.

Schulhaus in Puditsch. Am 21. November fand in Puditsch bei Prausnitz die Einweihung der neuen, mit einem Kostenaufwande von 17 000 Mark von Baumeister Vater in Prausnitz erbauten evangelischen Schule durch Pastor Broßmann aus Prausnitz statt.

Schule in Güttmannsdorf. Am 31. Oktober wurde im Beisein des stellvertretenden Landrats, Grafen von Degenfeld, sowie des Königlichen Kreisschulinspektors Dr. Jaenicke die neue evangelische Schule in Güttmannsdorf, Kreis Reichenbach, eingeweiht. Sie ist ein geschmackvoller Bau, entworfen von Architekt Teucher in Breslau und ausgeführt von der Firma Robert Klatt in Reichenbach.

Denkmäler

Grabdenkmal für Adolf Spitzer. Dem vor einem Jahre verstorbenen Begründer des weit über Schlesiens Grenzen hinaus bekannten Spitzerschen Männergesangvereins in Breslau, Lehrer Adolf Spitzer, hat der Verein auf dem St. Elisabeth-Friedhofe über seiner letzten Ruhestätte ein stattliches Denkmal setzen lassen, das am letzten Oktober seine Weihe erhielt. Nach der durch Pfarrer Zimbal vorgenommenen kirchlichen Weihe des Denkmals ergriff der Vorsitzende des Spitzerschen Vereins, Musikdirektor Fiebig, das Wort zu einem ehrenden Nachrufe für den Verstorbenen. Das Denkmal ist aus einem etwa zwei Meter hohen, rötlichen Granitblocke gefertigt und trägt auf der Vorderseite ein poliertes Kreuz und das Bildnis Spitzers als Bronze-Relief.

Jubiläen

200jähriges Kirchenjubiläum in Altenlohm. Am 10. November feierte die evangelische Kirchengemeinde Altenlohm, Kreis Goldberg-Haynau, das 200jährige Bestehen ihrer altehrwürdigen Grenzkirche. Altenlohm, eines der ältesten Dörfer Schlesiens, hatte bereits im XIII. Jahrhundert einen Pfarrer und war damals so gut dotiert, daß Herzog Boleslaw 1304 verfügen konnte, daß aus den Lohmer Einkünften eine Pfründe an der hl. Kreuzkirche in Breslau gestiftet würde. Später wurde Kreibau Pfarrsitz, und Altenlohm wurde Tochterkirche von Kreibau. In der Zeit der Gegenreformation war die alte Altenlohmer Grenzkirche eine der wenigen Kirchen, die im Besitze der Evangelischen verblieben. 1712 vergrößerte die Altenlohmer Gemeinde ihre Kirche, baute sie zu einer großen, drei Emporen umfassenden, aus Fachwerk errichteten Grenzkirche aus und öffnete ihre Hallen den umliegenden Ortschaften Aslau, Greulich, Rosenthal, Rückenwaldau, Lichtenwaldau, Modlau, Neuhammer, Neundorf, Schönfeld und Linden. Aus Anlaß des Jubiläums hatte die Gemeinde ihr Gotteshaus restaurieren lassen. Der neuausgemalte, Barockbau ist zu einer sehenswerten Zierde unter den in der niederschlesischen Heide gelegenen Dorfkirchen geworden. An dem Jubiläum nahmen der Generalsuperintendent D. Haupt, der die Festpredigt über Jesaia 40, 8 hielt, der Präses der

Provinzialsynode, Freiherr von Zedlitz und Neukirch auf Hermannswaldau, Graf von Rittberg auf Modlau, der Landrat des Kreises, Graf von Rothkirch-Trach aus Goldberg, der Königliche Superintendent aus Haynau, sowie der Kirchenpatron, Rittergutsbesitzer Braumann-Kreibau, teil. Die Gemeindekirchenräte von Aslau, Lichtenwaldau und Rückenwaldau waren vollzählig erschienen. In feierlichen Prozession zog die Gemeinde in ihr schön geschmücktes Gotteshaus, das 2000 Sitzplätze aufweist. Die Kirchgemeinde zählt gegenwärtig nur noch 1466 Seelen.

200jähriges Kirchenjubiläum in Linda, Kreis Lauban. Der 11. November brachte der Kirchengemeinde Linda, Diözese Lauban II, das 200jährige Jubiläum ihres Gotteshauses. Gegen 10 Uhr morgens zogen unter Vorantritt einer Deputation und des Jungfrauenvereins Linda, geführt vom Patronat und den eingepfarrten Herrschaften und begleitet von den Ortsgeistlichen und den Mitgliedern der kirchlichen Körperschaften, die Ehrengäste in feierlichem Zuge ins Gotteshaus. Nach der Eingangsliturgie, gehalten von Pastor Lindner (Linda), richtete Generalsuperintendent D. Haupt an die Festgemeinde eine Ansprache, der er den 84. Psalm zu Grunde legte. Die Festpredigt hielt Oberpfarrer Rohowski über 1. Kön. 8,57 und 58. Nachmittags wurde das von letzterem verfaßte Festspiel „Aus vergangenen Tagen" aufgeführt, das in vier Bildern die Schicksale der Kirchgemeinde vor Augen führte.

Literarisches

Karl Hauptmanns „Panspiele". Die „Panspiele" von Karl Hauptmann wurden vor ausverkauftem Hause am 18. November in Hamburg durch die verdienstvolle Lessing-Gesellschaft aufgeführt und errangen einen wohlverdienten, großen Erfolg. Am Schlusse des dritten Stückes rief das Publikum begeistert nach dem Dichter. Von den vier Panspielen kamen drei zur Darstellung: das märchenschöne Spiel nach einer japanischen Skizze „Im goldenen Tempelbuch verzeichnet", das groteske, tiefgründige „Der Antiquar" und die Tragikomödie „Fasching". Es zeigte sich, daß diese Panspiele, die bereits 1909 bei Georg D. W. Callwey als Buch erschienen sind, eminente Bühnenwirksamkeit besitzen. Zu dem ersten der Panspiele hatte Paul Juan eine prächtige, eigenartig schöne Musik geschrieben, die ganz die Stimmung der seltsamen Dichtung traf. Emanuel Stockhausens Regie und die Inszenierung waren lobenswert, während die Darstellung — trotz mancher Schönheiten — vieles zu wünschen übrig ließ. Karl Wilczynski

Gerhart Hauptmann Ehrenbürger von Hirschberg. Die städtischen Körperschaften von Hirschberg haben den Dichter Gerhart Hauptmann anläßlich seines 50. Geburtstages zum Ehrenbürger der Stadt ernannt. Der Ehrenbürgerbrief, den ihm eine Deputation mit dem Ersten Bürgermeister an der Spitze überreichte, hat folgenden Wortlaut: „Wir, Magistrat und Stadtverordnete der Stadt Hirschberg in Schlesien, ernennen hierdurch kraft der uns durch § 6 der Städteordnung vom 30. Mai 1853 verliehenen Befugnis Herrn Gerhart Hauptmann, den großen Dichter, den tiefen Denker und warmherzigen Menschen, der den Geist der deutschen Dichtung unserer Tage in sich verkörpert und den Ruhm des Schlesierlandes, ganz besonders aber unseres Riesengebirges, dem ganzen deutschen Volke in unvergänglichen Werken übermittelt hat, in dankbarer Anerkennung seiner herrlichen schöpferischen Wirksamkeit insbesondere auch für unsere Heimat an dem Tage, an dem er sein 50. Lebensjahr vollendet hat, zum Ehrenbürger der Stadt Hirschberg. Zur Urkunde dessen haben wir diesen Ehrenbürgerbrief mit unserer Unterschrift und dem hiesigen Stadtsiegel ausgefertigt. Hirschberg i. Schles., den 15. November 1912. Der Magistrat. Die Stadtverordneten."

Dichter-Ehrengabe. Der Vorstand des Breslauer Zweigvereins der Deutschen Schillerstiftung hat beschlossen, seinen diesjährigen Ueberschuß als Ehrengabe einem schlesischen Dichter zuzuwenden. Die Wahl fiel auf Hermann Stehr in Dittersbach, und zwar, wie es in dem Anschreiben heißt, „nicht nur in Rücksicht auf den bodenständigen Charakter seiner Werke, sondern mehr noch in Würdigung ihres reichen, gedanklichen und dichterischen Gehaltes."

Sitte und Brauch

Wie man in Goldberg die Christnacht feiert. Der Weihnachts-Heiligenabend ruft den Einwohnern von Goldberg jedes Mal das Schreckensjahr 1553, in welchem die Stadt infolge der Pest bis auf wenige Bewohner ausgestorben war, durch das sogenannte Ringsingen ins Gedächtnis. Eigenartig gestaltet sich von jeher die Christnachtfeier in der Kirche, bei der das Gotteshaus stets kaum imstande ist, die große Zahl der Kirchenbesucher zu fassen, und die durch den Gesang des Liedes: „queru pastores" eröffnet wird. Dabei sind die Sänger, sämtlich Knaben der oberen Volksschulklassen, auf vier Chöre verteilt, während der beste Sänger unter ihnen als Engel vom Orgelchore herab den Hirten die frohe Botschaft verkündet. Um $9^1/_2$ Uhr abends versammelt sich dann der ganze Kirchenchor mit den Chorschülern und der Stadtkapelle am Obermarkte, wo das Ringsingen stattfindet, zu dem sich stets mehrere Hundert Personen einfinden, während die Bewohner der umstehenden Häuser bei geöffnetem Fenster den bekannten Melodien andächtig lauschen. Die hinter den Fenstern erstrahlenden Weihnachtsbäume geben dem ganzen nächtlichen Bilde eine liebliche Einfassung. Bis zum Jahre 1846 fand die Feier während der Nacht statt und nahm um 2 Uhr ihren Anfang; die Feier der Christnacht in den Kirchen setzte dann um 4 Uhr morgens ein, während sie jetzt um 5 Uhr abends beginnt. Wie die Chronik berichtet, trat der Konsul Laurentius Zirkler am Weihnachtsabend des Jahres 1553 auf den menschenleeren Marktplatz und stimmte unter freiem Himmel das Weihnachtslied „Gelobet seist Du, Jesus Christ" an. Nach und nach fanden sich noch sechs Männer dazu, worauf alle zusammen durch Absingen mehrerer Lieder das Geburtsfest des Heilands in dieser traurigen Zeit feierten. Ihre Namen sind: Bürgermeister Laurentius Zirkler, Ratsdiener Willenberg, Otto Fürstenwalde, Friedrich Wiedeck, Albert Zobel, Gottlieb Helmrich und Christian Steinberg. Diese Begebenheit ist nicht nur im Drama von Peschel: „Die sieben letzten Bürger Goldbergs im Jahre 1553", sondern auch in einem von Maler Becker in Berlin gemalten Bilde gefeiert worden. Paul Arlt

Theater

Juliette Ewers. Ehe das Jahr zu Ende geht, sei einer ebenso interessanten wie liebenswürdigen Sondererscheinung auf dem Gebiete des schlesischen Theaterwesens gedacht, der das Jahr 1912 zum letzten eines reichbewegten Lebens wurde.

In Salzbrunn, dessen Fürstlich von Plessisches Kurtheater sie seit 23 Jahren geleitet, ist Frau Juliette Ewers am 28. Juni im hohen Alter von 73 Jahren gestorben. Ihr Name und ihre Taten werden in dem Buche der Geschichte des schlesischen Provinztheaters manche Seite füllen. Als Frau Juliette Ewers am 19. Januar 1909 in Brieg ihren 70. Geburtstag feiern durfte, haben ihr die Brieger, deren Theater sie von 1875 bis 1910 geleitet, sowie die weitere literarische Welt Schlesiens und des deutschen Vaterlandes herzliche Ehrungen zuteil werden lassen. Seit 1910 begnügte sich Frau Ewers mit der Leitung der Bad Salzbrunner Saisonbühne. Juliette Ewers ist aus dem Lande der Mimen gekommen, wie ja fast alle Theaterleiter. In Hamburg als Sproß einer französischen Emigrantenfamilie mit Namen Granjean geboren, ging sie frühzeitig zur Bühne. Später

lernte sie den Schauspieler und Regisseur Ewers kennen und wurde seine Gattin. Ewers vertauschte bald, durch Krankheit gezwungen, sein Amt mit dem eines Bühnenleiters, sammelte ein Ensemble um sich und ging damit auf Reisen. So wurden die Städte Gleiwitz, Beuthen O.-S. und Brieg sein Wirkungskreis. Er starb schon 1875. Da nahm die durch die praktische Kunst geschulte Frau das Werk ihres Mannes in ihre Hände. Wir sehen Juliette Ewers nicht nur in Brieg als Theaterdirektorin, sondern auch in Ratibor, Landeck, Hirschberg, Waldenburg, Bad Salzbrunn und sogar in Lissa i. P. So hat sie sich ein weiteres Arbeitsfeld gesucht und hierin getreulich ihre verantwortungsvollen Dienste erfüllt als Unterhalterin und Geschmacksbildnerin des Publikums. Ihr Ensemble brachte sie auf eine bedeutende künstlerische Höhe, und manchem verheißungsvollen jungen Talente wies sie die rechten Wege ins Leben der „weltbedeutenden Bretter".

Irgend ein Essayist hat Juliette Ewers den ehrenvollen Beinamen „schlesische Neuberin" gegeben; denn sie ist der schlesischen Kleinbühne der Gegenwart das gewesen, was die berühmte Neuberin Leipzig und der Literatur zu Lessings Zeiten war. Valentin Ludwig

Persönliches

Am 10. Oktober verschied in Breslau Graf **Richard von Pfeil und Klein Ellguth.** 1846 in Hausdorf in der Grafschaft Glatz geboren, trat er 1864 in die deutsche Armee ein. Die Jahre 1866 und 1870/71 sahen ihn in den Reihen der Kämpfenden, und seine Bücher „Zwischen den Kriegen" und „Vor vierzig Jahren" geben eine lebendige Schilderung jener großen Tage, die ihn als Augenzeuge zu der Kaiserproklamation in Versailles führten. Bei Ausbruch des russisch-türkischen Krieges trat er in russische Dienste, wobei er unter anderem als Generalstabsoffizier die blutige Schlacht am Schipkapasse mitkämpfte. Als Oberst des russischeu Leibgarderegiments Preobraschenski nahm er 1889 den Abschied und wurde Major in Breslau, später Kommandeur in Glatz. In dem Roman „Vom Schipkapaß zum Zarenhofe" und mehreren Memoiren- und Geschichtswerken hat er seine russischen Erlebnisse aufgezeichnet. Vor mehreren Jahren zog er sich zurück und lebte seitdem ausschließlich seiner schriftstellerischen Tätigkeit.

Am 24. Oktober ist der Senatspräsident am Oberlandesgericht Breslau, Professor Dr. jur. h. c. **Arthur Engelmann** gestorben. Geboren zu Neisse am 28. September 1853, widmete er sich an den Universitäten Breslau, Leipzig und Berlin dem Studium der Rechtswissenschaft. 1880 wurde er zum Assessor und noch im gleichen Jahre zum Amtsrichter in Ujest ernannt. 1884 kam er als Landrichter nach Gleiwitz und 1890 in gleicher Eigenschaft an das Landgericht II Berlin. 1896 wurde er Oberlandesgerichtsrat und 1906 Senatspräsident am Oberlandesgericht zu Breslau. Seit 1903 war er ordentlicher Honorar-Professor an der Breslauer Universität. Außerdem war er Vorsitzender der Kommission für die erste juristische Prüfung. Seine hauptfächlichsten rechtswissenschaftlichen Werke sind: „Das preußische Privatrecht", „Der Zivilprozeß, Geschichte und System" und „Das Bürgerliche Recht Deutschlands".

Am 25. Oktober starb in Breslau Prälat **Schirmeisen** aus Beuthen. Am 8. Januar 1842 in Guttentag geboren, erhielt er 1866 vom Fürstbischof Förster die Priesterweihe. An der St. Marienkirche zu Beuthen O.-S. wirkte er zwanzig Jahre. 1886 wurde er Pfarrer an der neuerbauten St. Trinitatiskirche in Beuthen. Am 25. Mai 1895 wurde der Verstorbene vom Fürstbischof zum Geistlichen Rat ernannt, und am 28. Februar 1908 wurde ihm die Würde eines päpstlichen Hausprälaten zuteil. Erst kürzlich berichteten wir von seiner eifrigen Mitwirkung am Bau des neuen Krüppelheims in Beuthen OS.

Pastor prim. **Schwartz** in Breslau feierte am 30. Oktober das 40jährige Amtsjubiläum. Der Jubilar ist 1841 in Breslau geboren, besuchte das Magdalenen-Gymnasium und studierte auf der hiesigen Universität. Am 30. Oktober 1872 wurde er ordiniert, war Vikar in Neustadt O.-S. und dann Lektor bei St. Elisabeth. Seit 37 Jahren amtiert er bei Maria Magdalena.

Kleine Chronik

November

1. Aus Scharley und Deutsch Piekar wird das Auftreten einer Scharlachepidemie gemeldet.

3. In der Breslauer Lessingloge wird die bis zum 12. dauernde Ausstellung der Jerusalemer Kunstgewerbeschule „Bezalel" eröffnet.

5. Der König von Sachsen begibt sich zum Jagdaufenthalt nach Sibyllenort, wo er bis zum 10. weilt.

6. Mehr als 60 Bewohner aus den Orten Groß Radisch, Dießa und Collm, Kreis Rothenburg O.-L., erkranken schwer infolge Genusses von trichinenhaltigem Fleische.

19. Eine Zugentgleisung, derzufolge sechs Wagen aus den Schienen geschleudert werden, findet auf Gleis 3 der Strecke Cleophasgrube—Kattowitz statt.

Die Toten

Oktober

12. Herr Pastor emer. Conrad von Czettritz und Neuhaus, Dittmannsdorf bei Frankenstein.

15. Herr Bergassessor Friedrich Trippe, 51 J., Michalkowitz O.-S.
Herr Professor Dr. Hermann Speck, Breslau.
Herr Mittelschulrektor Karl Latacz, 58 J., Kattowitz.

16. Herr Professor Dr. phil. Richard Kroll, Striegau.

20. Herr Christian Moritz von Prittwitz und Gaffron, 81 J., Guhlau, Kreis Reichenbach.
Herr Professor Ernst Flügel, Breslau.

22. Herr Constantin von Lieres und Wilkau, 82 J., Trebnitz.

24. Herr Professor Dr. Arthur Engelmann, 58 J., Breslau.
Herr Oberlandesgerichtsrat a. D. Hermann Viol, 58 J., Breslau.

25. Herr Pastor Eduard Meißner, Wohlau.

26. Herr Königlicher Seminarlehrer Ludwig, 63 J., Schweidnitz.
Herr Dr. med. Richard Sandberg, 51 J., Breslau.

27. Herr Pastor Martin Ueberschär, 46 J., Bernstadt.
Herr Rektor a. D. Berthold Hertel, 67 J., Breslau.

28. Herr Geheimer Justizrat Oskar Beling, 80 J., Breslau.

29. Herr Fabrikbesitzer Robert Wedekind, 75 J., Ratibor.

31. Herr Kreistierarzt, Geh. Medizinalrat Dr. Hugo Cimbal, 67 J., Neisse.

November

2. Herr Rittmeister a. D. Erich von Damnitz, Pristelwitz bei Obernigk.
Herr Kreistierarzt, Veterinärrat Gustav Adolf Ehricht, 54 J., Strehlen.

3. Herr Kgl. Amtsrat Fritz Ruprecht, 53 J., Breslau.

4. Herr Dr. jur. Mortimer Graf von Stillfried und Rattonitz, Breslau.

5. Herr Staatsanwalt Georg Hannemann, Görlitz.

9. Herr Amtsgerichtsrat Hans Witte, Canth.

10. Herr Hauptmann a. D. Oskar Engelmann, Gleiwitz.

11. Herr Kammerherr Cäsar von Frankenberg und Proschlitz, Breslau.

13. Herr Oberleutnant a. D. Alfons Wendelin Lessny, Heinrichau.

14. Antonie Gräfin von Pfeil und Klein-Ellguth, Neudeck bei Nimptsch.

16. Herr Kgl. Amtsgerichtsrat a. D. Dr. Adolf Scheurich, 75 J., Breslau.

Die reiche Braut

Roman von A. Oskar Klaußmann (5. Fortsetzung)

Damit brach die Unterhaltung ab und schien vollständig erschöpft. Karl dachte nicht an das Weiterreden; denn er hatte noch immer damit zu tun, sich die ihm so neue Erscheinung Helenens einzuprägen.

Er sah ihre schlanke, mittelgroße Gestalt, das braune, schlicht gescheitelte Haar, welches die hohe Stirn halb bedeckte, die freundlichen, dunkelblauen Augen, den vollen, roten Mund, die zierlichen Grübchen in dem Kinn und den vollen Wangen. Unwillkürlich mußte er sich überlegen, ob eigentlich Helene ihrer Mutter oder ihrem Vater ähnlicher sei, und ob sie überhaupt noch Züge in ihrem Gesicht habe, die denen gleich wären, die Karl in Erinnerung hatte. Helene pflückte Blätter von einem Stachelbeerstrauche und suchte nach dem Anfange eines neuen Gesprächs. Sie hörte plötzlich ihren Namen rufen, und mit einigen raschen Worten entfernte sie sich, um dem Rufe ihrer Mutter, die sie vom Fenster des Wohnhauses aus rief, zu folgen.

Karl blieb stehen und sah Helene nach. Es kam ihm vor, als habe er selten einen so anmutig leichten Gang bei einem Mädchen gesehen. Er sah ihr auch noch nach als Helene längst im Hause verschwunden war; dann ging er in das Elternhaus zurück. Er suchte die Schwestern in ihrem Zimmer auf, wo beide Mädchen eifrig mit einer Näharbeit beschäftigt waren, und machte unwillkürlich hier die Bemerkung:

„Ich hätte Helene gar nicht wiedererkannt. Ist das Mädel hübsch und nett geworden!“

„Das ist sie,“ bestätigte Emma, „und dabei von aufrichtiger Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, ganz anders, wie ihre hochmütige Mutter. Sie hat sich auch immer für Dich interessiert. Wir mußten ihr immer mitteilen, wie es Dir gehe, und wenn Du einmal eine Photographie mitschicktest, mußten wir sie ihr stets zeigen; denn sie wollte sehen, wie Du Dich verändert hast. Du brauchst aber gar nicht größenwahnsinnig zu werden,“ fuhr Emma neckisch fort: „Helene hat eben ein großes Interesse an Dir, weil sie Dich immer noch als ihren Lebensretter betrachtet. Weißt Du noch, wie Du sie im Walde fandest, als sie sich verlaufen hatte?“

Karl dachte einen Augenblick nach und sagte:

„Die alte Geschichte. Ich war damals zehn und Helene vier Jahre alt. Sie war in den Wald gegangen und hatte sich dort verlaufen; ich fand sie spät Abends weinend auf einer Halde!“

„Ja, und Helene behauptet, Du hättest ihr das Leben gerettet; denn sie wäre vor Angst nachts im Walde gestorben.“

„Der Oberschichtmeister schenkte mir damals sogar einen Dukaten.“

„Den Mutter heute noch verwahrt“, sagte Martha.

„Die stolze Frau Oberschichtmeisterin hat Dich damals sogar dreimal geküßt.“

„Was sie gewiß heute nicht täte!“ fügte Karl hinzu.

„Und was jedenfalls auch kein so großes Vergnügen wäre,“ bemerkte lachend Emma. „Und nun laß uns von etwas anderem sprechen! Was willst Du frühstücken? Was genießen Doktoren zum Frühstück? Du mußt uns schon einigermaßen darüber unterrichten. Wir sind auf solch hohe Tiere hier nicht eingerichtet.“

„Ihr könnt mir eine Butterschnitte geben; die werde ich in Papier packen und einstecken. Darauf gedenke ich einen Spaziergang nach dem Walde zu machen, und dann will ich den Vater in seiner Dienstbude aufsuchen. Nachmittags möchte ich mit Euch beiden spazieren gehen, wenn dies die häuslichen Vorschriften nicht untersagen, und vielleicht kann uns sogar Mutter begleiten. Ich gedenke Euch nach dem Orte hinein in die Konditorei zu führen, allwo ein großes Gelage in Kaffee und Kuchen stattfinden soll.“

„Es ist gut, daß Du uns das schon vormittags sagst,“ entgegnete Emma; „so viel Glück auf einmal wäre sonst nicht zu fassen; wir müssen uns an diesen Gedanken erst gewöhnen. Schwelgen in Kuchen!“

Martha, welche lächelnd dem Gespräch zuhörte, bemerkte vorsichtig:

„Lobe nur den Kuchen in der Konditorei nicht zu sehr, Emma, Du weißt, Du beleidigst sonst die Mutter. Sie ist überzeugt, daß der Kuchen, den sie bäckt, besser ist als aller Konditorkuchen.“

„Ich werde vorsichtig sein,“ erklärte Emma, „und werde auch von Deinem Plane, lieber

Karl, Mutter nichts erzählen. Wir wollen sie damit nachmittags überraschen. Nun gehe ich hinunter nach der Küche und besorge Deine Butterschnitte!"

Nachdem Karl sein Frühstück zu sich gesteckt hatte, schlug er den Weg nach dem Forst ein. Er brauchte kaum fünf Minuten zu gehen, um auf dem breiten Wege, der am Försterhaus vorüberführte, in den Hochforst zu gelangen. Dieser Forst, im Besitze des Fürsten von Pleß, zog sich in einer Länge von vier Meilen und in einer Tiefe von $1^1/_2$ bis 2 Meilen als geschlossenes Ganzes dahin, und hatte einen außerordentlich reichen Wildstand, der indes in eingehegten Gärten zusammengehalten wurde, soweit es sich um das Hochwild handelte, unter dem sich selbst Nachkömmlinge der aussterbenden Spezies der alten ostpreußischen Auerochsen befanden. Der Forst bestand aus Tannen und Kiefern, untermischt mit kleinen Schlägen von Birken und Eichen. Gut bestandenes und dichtes Unterholz unterschied diesen Forst aber von den traurigen Föhrenwäldern, wie man sie sonst an der polnischen Grenze und bis hinauf in die Mark und nach Pommern hin findet. Der Wald hatte sogar an den meisten Stellen eine Grasnarbe, Sträucher und Bäumchen. Beeren, Pflanzen, Waldblümchen, Schachtelhalme und Farrenkraut bedeckten in weiter Ausdehnung den Boden, schmiegten sich in das saftige, grüne Gras und bildeten einen dem Auge wohltuenden Untergrund für die ernsten, hohen Stämme mit ihrem dunklen Nadel-Geäst. Mindestens eine halbe Quadratmeile dieses Waldes, die in der Nähe des väterlichen Hauses lag, kannte Karl seit seiner frühesten Jugendzeit genau. Er ging vom Wege bald nach links ab und schlug sich auf ungebahnten Pfaden in die Tiefe des Waldes. Im dichten Unterholz blieb Karl stehen und atmete tief auf. Wie wohl es tat, die balsamische Luft des Waldes wieder zu atmen! Wie wohl es ihm tat, wieder in der Einsamkeit des Waldes zu sein, nachdem er solange in der Großstadt gelebt, wo er nichts anderes als steinerne Häuser und hastende Menschen gesehen hatte!

Ein Stück blauen Himmels sah man oben über den Wipfeln der gewaltigen Bäume, und goldige Lichter fielen durch das Geäst auf den Waldboden. Wie ein tiefes Atmen ging feierlich ein Rauschen durch den Forst. Von draußen her klangen gedämpftes Arbeitsgeräusch, klingender Hammerschlag und das Puffen des Dampfes der Wasserhaltungsmaschinen aus den Ausblaseröhren. In einiger Entfernung knarrte auf dem Waldwege ein mit Steinkohlen beladener Bauernwagen, und das Schnauben der Pferde und die polnische Unterhaltung des Bauern, der wohl noch einen Begleiter bei sich hatte, drangen ziemlich deutlich zu Karl herüber, der sich in den Gedanken hineinleben konnte, der Welt entrückt zu sein, und dem es wohl tat, in dieser Einsamkeit so lange verweilen zu können, als es ihm behagte.

Tiefer schritt er in den Wald hinein, bis es vor ihm lichter ward und auf einem freien, mit hohem Grase bewachsenen Aushieb im Walde eine mächtige Steinhalde sich vor ihm auftürmte. Es waren Berge*) aus einem alten Bergwerk, die hier schon vor Jahrzehnten auf einen Haufen gestürzt worden waren. Von Wind und Wetter und Frost und Hitze waren die äußeren Flächen dieser Steine, meist rot geaderte, eisenhaltige Sandsteine und grauer Tonschiefer, verwittert, und zwischen den Fugen der Steine wuchs Gras, wuchsen blaue Glockenblumen oder drängten sich die roten Blüten des Heidekrautes heraus.

Karl blieb an der Halde stehen und ging dann langsam um ihren Fuß herum. Vor einem großen, plattenförmigen Steine machte er Halt und betrachtete ihn lächelnd. Hier war eine historische Stelle. Hier hatte er vor fünfzehn Jahren in später Abendstunde die kleine, verirrte Helene gefunden. Hier saß das weinende Kind, dem er damals wie ein Rettungsengel erschien.

Karl setzte sich auf den Stein nieder und dachte weniger an die Vergangenheit als an die Gegenwart, an die Begegnung, die er am Morgen gehabt hatte. Er empfand ein ungewöhnliches Interesse für das junge Mädchen, das ihn heute Morgen so freundlich gegrüßt, das ihm so ganz verändert entgegengetreten war, nachdem er es Jahre lang nicht gesehen hatte. Auf dem Steine sitzend, überlegte Karl, daß er sich eigentlich nie für die Weiblichkeit interessiert hatte. Er rekapitulierte unwillkürlich sein fünfundzwanzigjähriges Leben und dachte daran, daß es in den letzten Jahren für ihn eigentlich nichts gegeben hatte als strenge Pflichterfüllung, ein Leben nach Vorschrift und ein Streben nach vorgeschriebenen Erfolgen, und daß dieses Leben wohl zu vergleichen war mit einer langen, schnurgeraden, mit hohen, gleichmäßigen Pyramiden-Pappeln bestandenen Chaussee, auf welcher den Wanderer die Langeweile überfällt wie ein gewappneter Mann, wenn er nichts vor sich sieht als diese gerade Straße, als diese gleichmäßig aussehenden Bäume zur Rechten und zur Linken, die in gleichen Abständen die Straße begleiten. Nur nach dem Wunsch des Vaters hatte Karl gelebt. Er wußte, daß es dem Vater Mühe

*) Berge nennt der Bergmann taubes Gestein. Ein großer Haufen solcher „Berge" ist eine „Halde".

gemacht hatte, die Gelder für ihn zu beschaffen, die durchaus notwendig waren. Karl hatte ein starkentwickeltes, tief gegründetes Pflichtgefühl, ein Erbteil von seinem Vater, dazu Energie und einen klaren Verstand. Er mußte arbeiten, und er wollte arbeiten. Er hatte nach Vorschrift das Pensum des Gymnasiums in sich aufgenommen und nach Vorschrift das Abiturientenexamen gemacht. Er war nach der Vorschrift des Vaters nach der Universität Breslau gegangen und hatte dort nach dem vorgeschriebenen Programm sein juristisches Studium absolviert. Das Breslauer Leben war kein besonders anregendes. Die schlesische Gemütlichkeit, die in Breslau mehr als in irgend einem anderen Teil der Provinz auch äußerlich in die Erscheinung trat, schliff alles ab und nivellierte alles, ließ die Menschen ruhig dahinleben ohne Aufregung, in Pflichterfüllung und Arbeitsamkeit, welche beiden Eigenschaften zu den angeborenen Vorzügen des Schlesiers gehören. Auch in seiner Umgebung sah Karl nichts als dieses gleichmäßige, nach der Vorschrift geregelte Leben. Er war auch einer Studentenverbindung beigetreten, einer der modernen, landsmannschaftlichen, die nicht politische Zwecke verfolgte, sondern in ihren Kreisen die Abiturienten eines bestimmten Gymnasiums aus der Provinz Schlesien vereinigte. Wie naturgemäß auf der Breslauer Universität, war die größte Zahl der Couleur-Mitglieder Kathologen, außerdem Evthologen,*) Mediziner und eine geringe Zahl von Juristen. Jeden Sonnabend gab es einen Kneipabend. Im Sommer kam dazu noch mehrmals in der Woche ein Frühschoppen, an dem diejenigen Couleur-Mitglieder teilnahmen, welche gerade nicht im Kolleg beschäftigt waren. Mensuren gab es fast garnicht. Zwischen den Breslauer Korps und den Burschenschaften herrschte großer Verruf. Es wurde auf blanke Waffen nie ein Duell ausgefochten. Die Pistole war die einzige kommentmäßige Waffe, und zu ihr griff man nur im äußersten Notfall. Es gab nichts Aufregendes in diesem ganzen Studentenleben. Die Mediziner machten gewöhnlich vorschriftsmäßig nach vier Semestern ihr Physikum, die Kathologen machten zur rechten Zeit ihr Konkurs-Examen und kamen dann in das Alumnat, die Juristen versuchten nach den vorgeschriebenen sechs Semestern die Referendar-Prüfung zu bestehen, und brauchten sie mehr Zeit — nun, so fiel der Himmel deshalb auch noch nicht ein. Ueberall das Streben, nach der Schablone zu leben, die Vorschriften zu erfüllen, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Selbst, nachdem Karl seinen Referendar gemacht hatte, blieb er in denselben Gesellschaftskreisen, blieb er gewissermaßen im Kreise derselben Ideen. Er trug keine bunte Mütze mehr, aber er verkehrte doch fast ausnahmslos immer wieder in der Couleur. Er ging zum Kneipabend, hatte seine Freunde und Bekannte unter den Couleurbrüdern, also ging immer wie das Pferd im Göpelwerk rings im Kreise herum, dessen Mittelpunkt die Couleur war.

Um die „Weiber" hatte er sich bisher nie gekümmert. Er hatte keine Zeit, um sich mit Liebschaften aufzuhalten. Er war nicht in der Lage zu heiraten und war noch lange nicht imstande, überhaupt an eine Ehe zu denken. Was sollte ihm ein Liebesverhältnis? Er war zu ehrenhaft, um einem Mädchen einen Liebesantrag zu machen, der nicht realisiert werden konnte. Er dachte zu klar und praktisch, als daß er sich auf eine Liebelei eingelassen hätte. Es kam ihm deshalb selbst überraschend, daß Helene Kornke auf ihn einen so gewaltigen Eindruck gemacht hatte.

Nachdem Karl eine halbe Stunde auf dem „historischen" Steine gesessen hatte, sagte er sich, daß wohl eine Erklärung für diesen außergewöhnlichen Eindruck, den das junge Mädchen auf ihn gemacht, zu finden sei. Gerade weil er sich in seinen Gedanken nie eingehender mit etwas Weiblichem beschäftigt hatte, interessierte ihn dieses Mädchen ganz besonders, zumal es gewisse Beziehungen, wenn auch nur „historischer" Art, zwischen ihm und Helene gab.

Nachdem Karl zu dieser Ansicht und Ueberzeugung über sein eigenes Ich gekommen war, erhob er sich und setzte seinen Weg noch eine Viertelstunde lang fort. Er wußte genau, er mußte auf die Elfriedengrube, respektive auf den Platz, auf dem sie stand, hinauskommen. Auffällig war es, daß er kein Arbeitsgeräusch von dem kleinen Bergwerk hörte. Es war zwar nur eine „Klitsche", wie der Bergmann verächtlich eine kleine Bergwerksanlage nennt, aber man mußte doch das Geräusch der Dampfmaschinen und des Ausblaserohrs, das Rollen der Kasten hören.

Sollte sich Karl doch verlaufen haben?

Nein, da stand er auf dem Grubenplatze, aber tiefe Stille umfing ihn. Die Elfriedengrube lag „in Fristen". Sofort wußte auch Karl, der mit den Bergwerksverhältnissen genau vertraut war, weshalb dieses kleine Bergwerk verlassen war. Der Querschlag, die große Verbindungsstrecke, die jetzt fertig gestellt war, machte den ferneren Betrieb dieses kleinen Bergwerks überflüssig. Karl trat mitten auf den Platz. Da lag vor ihm der einstöckige, mit Teer gestrichene Holzschuppen, in dem die kleinen Fördermaschinen untergebracht waren.

*) Kathologen = katholische Theologen. Evthologen = evangelische Theologen.

Daneben stand der hohe, turmförmige Bau, die Kaue, über dem Förderschacht. In einem einstöckigen, aus Mauerwerk aufgeführten, schuppenartigen Bau standen die Dampfkessel, und als Karl durch die Fenster blickte, sah er, daß auch hier alles tot und kalt war. Da standen das aus Holz gebaute, mit Teer schwarz gestrichene, schuppenartige Zechenhaus, ein paar kleine Baulichkeiten gleich Magazinen, und hinter diesen und auf dem Platze lagen aufgeschichtete Mengen von Eisenzeug verstreut, von Schienen, von Holz, das durch Liegen in dem eisenhaltigen Wasser des Bergwerks braun geworden war, von dicken Eisenröhren, von verrosteten Nägeln, mit denen die kleinen Schienen der schmalspurigen Grubenbahnen auf den Schwellen festgehalten wurden. Es sah hier wie in einem Totenhause aus; alles ruhig, alles still, selbst die blind gewordenen, verstaubten Fenster, mit denen die Baulichkeiten auf den Platz hinaussahen, machten den Eindruck gebrochener Augen.

Karl setzte sich auf einen Stapel von Eisenröhren nieder und zog sein Frühstück aus der Tasche, um es zu verzehren.

Wie oft hatte er als Kind hier auf dem Bergplatze geweilt, mit anderen Knaben in dem Walde, der das kleine Bergwerk rings umgab, Ritter und Räuber gespielt, Beeren gesucht und Pilze gesammelt, damit seine Spaziergänge doch auch einen praktischen Nutzen für die Küche der Mutter hatten.

Als er gerade herzhaft in sein Butterbrot biß, erschrak er infolge eines lauten Klanges, den der Stapel mit Röhren von sich gab. Dabei sah er eine Art kleiner Explosion. Ein mit großer Kraft geschleuderter Erdklumpen war gegen den Stapel gefallen und hier zersplittert.

Wer war das? Wer warf nach ihm?

Da klang es noch lauter.

Ein ziemlich großer Stein war gegen den Stapel geworfen worden und hatte die eine Röhre zum lauten Erklingen gebracht.

Karl sprang auf und sah sich erstaunt um. Hinter einer Ecke des früheren Zechenhauses lugte ein lachendes Männergesicht hervor. Als Karl scharf hinblickte, trat der Steiger Marxdorf hervor und sagte:

„Nun haben Sie mich gesehen. Sie wissen also, wer nach Ihnen mit Steinen geworfen hat. Willkommen in meinem Schlosse, und geruhen Sie, in meine niedere Hütte einzutreten, um einen guten Tichauer Korn zu Ihrem Butterbrot zu trinken. Das wird Ihnen und mir wohltun."

Karl kannte den lustigen Steiger Marxdorf schon seit einigen Jahren, hatte viel mit ihm verkehrt, wenn er sich einmal zum Besuche zu Hause aufhielt, und begrüßte deshalb jetzt den jungen Mann mit einer gewissen Freudigkeit.

„Wie kommen Sie denn hierher?" fragte er.

Marxdorf lächelte.

„Dies alles ist mir untertänig, ich wohne hier in dem alten Zechenhause."

„In dieser Einsamkeit?" fragte Karl.

„Nun so einsam ist es nicht. Außer meiner Wohnung sind noch drei andere Wohnungen hier, welche mit jungen Beamten besetzt sind. In der einen wohnt der Schichtmeister-Assistent Gasda, in der andern ein junger Oberhäuer. Die vierte steht allerdings noch leer. Abends sind wir recht fidel hier zusammen, das heißt, wenn ich nicht gerade Nachtschicht habe wie in dieser Woche. Ich bin erst heute früh um 5 Uhr aus dem Bergwerk gekommen, habe ein wenig geschlafen und bin, wie Sie sehen, halb angekleidet auf meinem Rittergute spazieren gegangen, wobei ich Sie erblickte. Ich sah Sie langsam kommen, die Gegend prüfen und sich auf dieser Röhre niederlassen und wollte Sie ein wenig überraschen. Kommen Sie nun aber in meine Prunkgemächer, und trinken Sie den versprochenen Korn. Sie entschuldigen mich, wenn ich eben erst beim Kaffeekochen bin. Bei der Nachtschicht geht es nicht anders."

Es lag so viel Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit in der Einladung, die Marxdorf mit dem freundlichsten Gesicht vorbrachte, daß Karl sie ohne weiteres annahm. Er betrat die Wohnung Marxdorfs, in welcher eine Tür direkt vom Platze aus in das erste Zimmer führte. Hier sah man nichts als ein Paar lang- und ein Paar kurzschäftiger Stiefel stehen, und mit komischer Grandezza sagte Marxdorf erklärend:

„Das Stiefelgemach!"

In dem zweiten Zimmer waren Nägel in die Holzwände geschlagen, und an ihnen hingen Anzüge, wie sie der junge Steiger im Bergwerk trug.

„Das Garderobenzimmer!" erklärte Marxdorf.

Im dritten Zimmer stand ein Bett, das jetzt noch so aussah, wie es der Besitzer nach dem Schlafen verlassen hatte. Am Fenster stand ein Tisch, welcher mit Schriftstücken bedeckt war, und auf dem sich außerdem eine Spiritus-Kochmaschine befand.

Zwei Stühle und ein Kleiderschrank bildeten das gesamte Mobiliar. Eine kleine Kuckucksuhr an der Wand und ein großes Bild aus einer illustrierten Zeitung, das mit Reißnägeln an die Holzwand befestigt war, stellten die ganze Ausstattung dieses Gemaches dar.

(Fortsetzung folgt)



Theodor Fontane im Riesengebirge

Von O. Th. Stein in Dresden

Am 27. August 1868 entstieg einem Zuge der märkisch-schlesischen Gebirgsbahn auf Bahnhof Hirschberg ein Herr mit dunklem, starkbuschigem Haar, herabhängendem Schnauzbart, einem zwar energisch geschnittenen, aber doch gutmütigen Gesicht und hellen, geistvollen Augen. Seine leichte Reisetasche in der Rechten, betrat der Fremde den Vorplatz des Bahnhofes, bestieg einen einspännigen Wagen und rollte bald an der imposanten Gnadenkirche vorbei bis ans Schildauer Tor, wo der Kutscher abbog und durch die alte Hirtengasse der Schmiedeberger Chaussee zulenkte. Nach Erdmannsdorf ging die Fahrt. Als der vorgelagerte Pflanzberg (heute Kavalierberg) passiert war, öffnete sich der Blick auf das in Duft getauchte Gebirge. Die Augen des Fremden gingen leuchtend in die Runde, und wie der beglückende Glanz erfüllten Sehnens glomm es in ihnen auf.

Der Fuhrmann, ein treuherziger, plauderlustiger Schlesier, merkte bald, daß sein Fahrgast ein „Neuling" sei, dem zum ersten Male die Schönheit der schlesischen Berge zu schauen vergönnt war. Er begann ein gemütliches Gespräch. Der Fremde, der lächelnd dem Schwatzen des Mannes zuhörte und freundlich antwortete, kannte bald ein gutes Stück Familienschicksal.

Nach langer Fahrt hielt der Wagen in Erdmannsdorf vor Sieckers Hotel „Zum Schweizerhaus". Enttäuscht mußte der Fremde hören, daß „alles besetzt" sei. Der Kutscher wollte gleich nach Schmiedeberg weiterfahren; aber sein Fahrgast war zu reisemüde und erinnerte sich auch noch rechtzeitig, daß er einen Empfehlungsbrief an den Superintendenten Roth zu Erdmannsdorf in der Tasche trug. So wandte er sich dem Pfarrhause zu. Dort stellte er sich als Theodor Fontane, Schriftsteller aus Berlin, vor und bat um freundliche Beratung. Die fand er auch, und noch vor Sonnenuntergang sah sich Fontane in einem gemütlichen Giebelstübchen bei dem Ortsgendarmen Brey untergebracht.

Mit diesem Tage begannen Theodor Fontanes persönliche Beziehungen zu unserem Riesengebirge. Durch seine Frau hatte Fontane übrigens damals schon Beziehungen zum schlesischen Lande. In einem Briefe vom 17. April 1852 aus Brüssel an seine Frau spricht er von ihrer Reise nach Liegnitz. Es ist zwar in diesem Briefe nicht gesagt, zu wem Frau Emilie Fontane zu reisen beabsichtigte (sie gebar dort ihren zweiten Knaben), indessen kann man aus späteren Briefen wohl schließen, daß der Besuch bei Frau Johanna Treutler, der Gattin des schlesischen Industriellen Kommerzienrat Treutler, in Neuhof bei Liegnitz abgestattet worden ist.

Das Breysche Giebelstübchen ward nun Fontanes erste Dichterwerkstatt im Riesengebirge. Er hat solcher Villeggiaturen vorher

und nachher mehrere gehabt. Im Harz, in Karlsbad, Kissingen, Seebad Rüdersdorf, Hankels Ablage bei Berlin, in späteren Jahren sogar auf mecklenburgischem Boden in Waren und Neubrandenburg; aber ins Riesengebirge ist er doch am liebsten wiedergekehrt.

Fontane kam ins Riesengebirge, um zu arbeiten. Er gönnte sich freilich etwas mehr Ruhe als in Berlin; aber die Arbeit ließ ihn doch nie los. Wer im Riesengebirge das Glück hatte, dem Dichter näher zu treten, der lernte in ihm vor allem einen liebenswürdigen Menschen, dann aber auch eine lebendige Illustration für das Wort kennen, daß das Genie Fleiß ist. Fontanes hervorstechendste Charaktereigenschaft, die scharfe kritische Beobachtungsgabe, die trotzdessen alle Dinge mit echten Poetenaugen ansah, ließ ihn im Verein mit seiner unermüdlichen Schaffenslust nie zur Ruhe kommen, und die mannigfach gewonnenen Eindrücke behielt der bilderkräftig-plauderlustige Mann auch nicht als totes Material in der Botanisiertrommel seines Gedächtnisses. Sie bekamen auf die eine oder die andere Art Leben; seine reiche Phantasie schlang blühende Ranken um Menschen und Dinge, gestaltete aus schlichten, fast nüchternen Geschehnissen blut- und lebensvolle Erzählungen und verwob die unscheinbarsten Züge zu einem Gesamtbilde von packendem, echt künstlerischem Aufbau.

Auch unser Riesengebirge ward ihm zur sprudelnden Quelle des Schaffens, sei es, daß er seine Stoffe direkt aus dem Leben und Treiben der Gebirgler entnahm, sei es, daß er da oben andere Werke vollendete, die daheim in Berlin entworfen worden waren.

Schon am ersten Tage seines Aufenthaltes in Erdmannsdorf begannen seine Beobachtungen. Ein Brief ging an seine Gattin ab, der von amüsanten Schilderungen strotzte. Jede Zeile war von einem leicht-ironischen Humor überstrahlt. Dem verwöhnten Wandervogel behagt so manches nicht da oben im Breyschen Giebelstübchen: „Es roch nach gestoßenem Pfeffer und Himbeeräpfeln", schreibt er, „und um dieser Gebirgsluft willen ist man 40 Meilen weit gereist!" Diese kleine ungerechte Bemerkung entsprang mehr der humoristisch-kritischen Gewohnheit als der Nörgelsucht, die Fontane vollständig fern lag. Sie leitet auch nur über zu einigen köstlich-humorvollen Schilderungen. Er schreibt weiter: „Dieser erste kleine Schmerz wurde aber bald wieder in Balance gebracht. Ich erkundigte mich nach jener bekannten Lokalität, nach der einzelne ängstliche Gemüter, wenn sie in einen Gasthof treten, immer zuerst fragen. Herr Brey trat mit mir an das Fenster und sagte: „Dort unter den Bäumen." Im ersten Augenblick erschrak ich und dachte: „Sollten die idyllischen Zustände hier soweit gehen?" Bald aber bemerkte ich zwischen zwei Apfelbäumen einen primitiven Holzbau, den man seinem Stil nach als einen Vorläufer des Schilderhauses bezeichnen konnte. Wie hatt' ich dies alles aber unterschätzt! Die ganze Oertlichkeit, bei näherer Bekanntschaft, erwies sich als ein Ideal. Weiß gescheuert, die Tür offen, alles, wie das Schloß im Märchen, von Bäumen umstellt, von Schlingpflanzen überwachsen. Kurz, es war hier eine Art Buen Retiro geschaffen, wie es die große Stadt mit all ihrem Erfindungsplunder, mit Ventilation und Wasserwerk nicht leisten kann. Dazu die schöne Luft, viel besser als in meinem Zimmer mit seinem Pfeffer und seinen Himbeeräpfeln."

Seine Ferien (Fontane war damals noch Redakteur an der Kreuzzeitung) verliefen sehr gleichmäßig. Fontane gehörte von jeher zu jener großen, niemals organisierten und doch durch alle Lande und Völker verbreiteten Gesellschaft der „Brüder vom geruhigen Leben", von denen auch Otto Ernst in einer seiner feinsinnigen Plaudereien spricht. Seine Kunst bedurfte zur Anregung nicht der prickelnden Nervensensationen des modernen Hochtouristen, er übersah da oben neben der Wucht der Erscheinungen auch die stille, feine Schönheit der einsamen Wege und unbesuchten Täler nicht. Andererseits hielten ihn als eingefleischten Großstädter die Ansprüche städtischer Hyperkultur mehr gefangen, als man von seinem sonst so treffsicheren Urteil hätte erwarten sollen. Natürlich war er nicht so töricht, in den Bergen das Berliner Leben fortsetzen zu wollen, und er suchte auch keinen Luxus, der seiner bescheidenen Natur ohnehin fern lag. Ebenso weit aber war er davon, die Natur ganz naiv, unmittelbar und ausschließlich auf sich wirken zu lassen. Er war kein Naturschwärmer, weder im übertriebenen, noch im rein sentimentalen Sinne. Vielleicht, weil er zu spät, wie alle Großstädter, innigere Beziehungen zur unmittelbaren Natur gewann, weil seine Mannesjahre, die Zeit der größten Empfänglichkeit für Natureindrücke, in hartem Ringen ganz in den Mauerfesseln der lärmenden Weltstadt vergingen. So kam es, daß alle Naturschönheiten immer nur Erlebnisse sekundärer Natur für ihn blieben. Menschen und Kultur kamen ihm stets in erster Linie. Wenn er trotz dieser innerlichen Veranlagung immer wieder und mit Vorliebe in das Riesengebirge zurückgekehrt ist, so geht daraus wohl am besten hervor, einen wie nachhaltigen Eindruck diese gewaltige und doch so liebliche Bergnatur auf ihn gemacht hat.

Er fühlte sich in Erdmannsdorf unbeschreiblich wohl. Sein Tagesprogramm schildert er in einem Briefe vom 28. August 1868 an seine Gattin Emilie: „Um achteinhalb Uhr steh' ich auf. Gustel bringt Kaffee und Buttersemmel. Dann blicke ich eine Viertelstunde ins Gebirge hinein und sauge Morgenluft. Mein Auge labt sich an dem Grün, mein Ohr an der Stille. Dies letztere ist ein ganz unsagbarer Genuß." — Aber dann ist es mit dem Naturkultus auch auf eine ganze Weile vorüber. Die Kultur tritt wieder in ihre Rechte: erst lesen, dann ein paar Stündchen arbeiten, dann Diner. Nachmittags gab's dann wieder einen Spaziergang bis gegen sieben Uhr, hernach Abendbrot mit „Vespernaturkultus". Der Beschluß des Tages: er schrieb und las bei Kerzenschein noch bis in die späte Nacht. Man kann also nicht behaupten, daß er in und mit der Natur gelebt hätte.

Amüsant sind hierzu die Bemerkungen, die er über die schlesische Gasthausküche macht, wie er denn überhaupt die kulinarischen Schwächen seiner Sommerfrischen zu verspotten liebte. „Der Höhepunkt des Tages", so schreibt er an seine Frau, „nach hier allgemeiner Anschauung, ist das Diner im „Schweizerhaus" bei Siecke. Siecke bedeutet hier etwa dasselbe, wie seinerzeit Jagor unter den Linden oder wie die Frères Provençaux im Palais Royal. Ihn anzweifeln, ist halb lächerlich, halb Hochverrat." Welchem Besucher Erdmannsdorfs in jenen Tagen kommt da nicht ein verständnisvolles Lächeln? Man wird sich noch sehr gut dieses tatsächlichen Renommées der Firma Siecke erinnern. Nur daß die Preise dort für sehr hoch galten. Was aber sagt Fontane? „Die Sache ist eigentlich dadurch erledigt, daß man für zehn Silbergroschen drei Gerichte erhält; da darf man nicht ins Gericht gehn." Schon im Bahncoupé hatte man ihm von allen Seiten zu der Sieckeschen Küche gratuliert, und Fontane zieht daraus den Schluß: „Es scheint also einfach, daß der Schlesier ein genügsamer Kerl ist. Gott erhalte ihn so, aber bewahre ihn vor der Edition von Kochbüchern."

Er läßt Siecke bei allem Spott jedoch auch Gerechtigkeit widerfahren: „So bescheiden nun der substantielle Teil des Mahles ausfällt, so ist doch das Ganze nicht übel; die Arrangements sind anmutig, und man kann beinah sagen, die Schneekoppe steht wie ein Tafelaufsatz vor einem auf dem Tisch. Man ißt nämlich halb im Freien, auf dem Podium einer zwischen zwei Schweizerhäusern gelegenen, weinumrankten Veranda, durch deren offene Bogen man aufs Gebirge blickt. Im Vordergrund Wiesen, Bach, Brücke, weiße Häuser und ein Teil des Parks. All dies ist teils schön, teils lieblich, und das friedlich Heitre des Bildes wächst dadurch, daß zahlreiche Sperlinge — als wäre die Veranda eine Volière — darin umherhüpfen und -fliegen; jeder wirft ihnen Brotkrumen zu, und so bietet sich ein immer gleiches und doch immer wechselndes Schauspiel, das ganz zu dem freundlichen Gesamtbilde paßt."

Fontane hatte durchaus nicht die Absicht, in Erdmannsdorf Verkehr zu pflegen. Aber die große Welt ließ den bescheidenen Mann nicht aus ihrem Banne. Seine Verbindungen brachten sogar einen gewissen Verkehr mit der Schloßgesellschaft zustande. Im Erdmannsdorfer Schlosse wohnte damals eine preußische Prinzessin. Fontane nennt sie in seinen Briefen Prinzeß Luise. Nach den Aussagen Einheimischer hat eine solche aber dort nie gewohnt, vielmehr war es die Prinzessin Alexandrine von Preußen, die Tochter jener berühmten Prinzessin Marianne, der Gemahlin des älteren Prinzen Albrecht von Preußen. Sie verbrachte bis 1880 öfter den Sommer im Riesengebirge, und nach ihr ist auch das in den siebziger Jahren erbaute Alexandrinenbad in Krummhübel benannt. Von Berlin her kannte Fontane bereits den Schloßhauptmann von Münchhausen nebst Gemahlin und die Generalin von L. (?) Der Dichter wurde zu Münchhausens zum Souper eingeladen und verdarb sich derart den Magen an den ungewohnten Speisen, daß er am nächsten Tage eine Radikalkur machen mußte. Das steigerte seine Scheu vor einer etwaigen Einladung ins Schloß natürlich noch erheblich. Er war eben damals schon leidend. Ein Gegenbesuch des Kammerherrn von R. (?) ist in einem von Fontanes Briefen wieder sehr amüsant geschildert: „Gestern Abend empfing ich seinen (Kammerherrn v. R.s) Gegenbesuch. Hauptmann von W. (?) kam hinzu, Frau Brey spendierte ihre beiden besten Leuchter, sodaß wir eine kleine Réunion hatten, freilich mit trockenem Munde, doppelt trocken vom vielen Reden. Es geht eine dunkle Sage, das Schloß läge mit einer Einladung im Anschlage, trotzdem sich im ganzen Dorfe das Gerücht meiner Fracklosigkeit verbreitet hat. Ich denke mir, daß infolge dieses Mankos die Wage noch hin und her schwankt, daß die Etikette schließlich über die Neugier siegen und der fehlende Leibrock mich retten wird. Der Kammerherr traf mich in der Tat gestern in einem Kostüm (Bammelhose, nur ein Knopf zu, Filzschuhe (Im August! O Berliner „Pamplichkeit!") und Ueberzieher mit dem mausrigen Samtkragen), das meiner Hoffnung neues Leben gibt."

Ob er von dieser drohenden Einladung tatsächlich verschont geblieben ist, davon berichten seine Briefe nichts. Auch über seine Arbeiten ist nicht viel zu sagen. Er arbeitete vermutlich

in der Hauptsache an seinem Buche über den Krieg von 1866. Daneben entstand einiges Poetische. So recht wollte die Arbeit an dem Kriegsbuche aber nicht vorwärts gehen; denn es fehlte ihm an Karten- und sonstigem Material. Er scheint deshalb in der ganzen Zeit nur wenige Kapitel geschrieben zu haben. Dagegen las er viel Scott und war voll Bewunderung über dessen Erzählertalent, besonders über die Gabe, „Menschen das Natürliche, immer Richtige sagen zu lassen, die, wenn wir Shakespeare und Goethe aus dem Spiel lassen, kein anderer hat. Ich finde dies das Größte."

Die Luft des Gebirges tat dem überarbeiteten Fontane trotz seiner etwas weichlichen Scheu vor ihren Rauheiten so gut, daß er einen Luftwechsel dieser Art als ein Vademekum in allen Fällen von Nervosität ansah und oft empfahl. Nichtsdestoweniger vergingen vier volle Jahre, ehe er wieder ins Riesengebirge kam. Der Krieg 1870/71 mit Fontanes Gefangennahme als deutscher „Spion" mit anschließender Internierung als Gefangener auf Chateau Isle d'Oléron, sowie seine Studienreise in die okkupierten französischen Gebiete lagen dazwischen. 1872 weilte er wieder einige Wochen im Riesengebirge, diesmal in Krummhübel. Das geht aus einem Briefe an Mathilde von Rohr hervor. Sonst ist über diesen Aufenthalt nur zu berichten, daß er vermutlich an dem Bande „Havelland" seiner „Märkischen Wanderungen" gearbeitet hat. In einem Briefe aus dem Jahre 1885 sagt er, daß sein Lieblingsspaziergang in diesen Wochen der nach dem Eingange des Melzergrundes gewesen sei, wo er auf einer Bank zu rasten pflegte. An dieser Stelle hat er u. a. das Einleitungsgedicht zu „Havelland" geschrieben. Weitere Andeutungen oder Einzelheiten über Fontanes Aufenthalt im Jahre 1872 enthält keiner der bis jetzt veröffentlichten Briefe.

Dann scheint Fontane volle zwölf Jahre dem Riesengebirge fern geblieben zu sein. Die ersten Notizen über seine Wiederkehr dahin finden sich wenigstens erst im Jahre 1884.

Fontane kam am 18. Juli 1884 gegen Abend von Schmiedeberg her in Krummhübel an. Er war so überarbeitet, daß seine Mattigkeit bis zur Gleichgültigkeit gegen alles, mit Ausnahme seiner Familie, ging. Durch Vermittelung eines Bekannten, des Dr. Ludwig Schwerin, hatte sich Fontane eine bescheidene Privatsommerwohnung im Hause des Riesengebirgsführers und Gartenstellenbesitzers Schreiber gemietet. Leider konnte er sie nicht gleich beziehen, sondern fand einstweilen Unterkunft im „Augustabad", einem christlichen Hospiz. Sein Zimmer lag zwar ganz reizend und hatte die schönste Aussicht im Hause; „die Schneekoppe sieht uns grad' ins offenstehende Fenster, und die Wiesen vor mir tragen mir balsamische Luft zu", indessen wurden alle diese Reize wieder wett gemacht durch gewisse Zustände, deren angenehmes Gegenteil er 1868 von Erdmannsdorf aus so humoristisch zu schildern wußte. Als Hausverwalter dieses Hospizes fand er seinen alten Sommerfrischenwirt von 1868, den inzwischen pensionierten Gendarmen Brey, wieder. Auch Frau Brey lebte noch, wenn auch „nur mit einem Zahn", und Fontane plauderte im Austausch der Erinnerungen mit den guten alten Leuten „in einer Stunde Welten". Amüsant ist sein Urteil über dieses Hospiz, wie über christliche Hospize im allgemeinen: „Sie haben einzelne Vorzüge; der souveräne Oberkellner fehlt oder verleugnet seine Natur, dafür aber wankt ein grauer Schatten beständig neben einem her, auch wenn nur maßvoll gebetet wird." Am Dienstag darauf konnte er endlich das Quartier bei Schreibers beziehen. Es war ein einfaches, aber ziemlich geräumiges Haus zwischen dem Gasthof zur Schneekoppe und dem Gerichtskretscham. Fontane hatte eine abseits gelegene, mit wildem Wein geschmückte Laube, in derem Schatten er mit wahrem Bienenfleiß arbeitete. Kaffee, zweites Frühstück, Vesper und Abendbrot besorgte ihm die „gute Frau Schreiber", der er oft und noch in späten Lebensjahren gedachte. Das Mittagsmahl nahm er im Gasthofe zur Schneekoppe ein, mit dessen Küche er ausnahmsweise zufrieden gewesen zu sein scheint. Herrn Exner und seiner Gattin, den Besitzern dieses alten Gebirgsgasthofes, der heute längst ein modernes Hotel mit allem Komfort ist, hat er sogar in seinem Roman „Quitt", dessen Handlung zum Teil in und bei Krummhübel spielt, ein literarisches Denkmal gesetzt.

Sein Zustand ließ in der ersten Zeit alles zu wünschen übrig. Er war überaus abgespannt, kraft- und freudlos, mochte nichts arbeiten und nichts interessierte ihn. So schreibt er wenigstens an seine Gattin. Aber wieviel Leben und geistige Regsamkeit wohnte noch in diesem 65jährigen Greisenkörper! Welches feine Verständnis für die Regungen der Menschenseele beweist er allein in dem Briefe vom 19. Juli, in dem er von der Absicht seiner Tochter Martha spricht, nach Amerika überzusiedeln! Ihm war eben in hohem Grade neben einer eminenten Urteilskraft, die ein wesentlicher Teil dichterischen Genies ist, jener sichere Takt des Herzens eigen, der in Gefühls- und Verstandesdingen gleichmäßig das Richtige trifft.

Die Gewohnheit des Spätaufstehens hatte Fontane naturgemäß jetzt noch mehr als 1868.

Um neun Uhr nahm er das Frühstück ein. Erst in den späten Nachmittagsstunden oder auch gegen Abend machte er Spaziergänge. Er suchte stets einsame, wenig begangene Wege auf. Meist war er allein, seltener begleitete ihn seine Frau, die nach zwei Wochen nachgekommen war. Am liebsten erging er sich auf den prächtigen Waldwegen nach Wolfshau und Obersteinseiffen. Dort war damals nur das einsam gelegene Gasthaus „zum Rabenstein" vorhanden. Es trägt seinen Namen nach den auf halber Höhe des Zimmerberges sich erhebenden Rabenfelsen, von jeher ein beliebtes Wanderziel für Mineralogen, weil es dort ziemlich viel Amethysten gibt. Fontane rastete mit Vorliebe beim „Rabenvater", Ehrenfried Brauner. Dieses idyllische alte Wirtshaus spielt übrigens auch in Fontanes Roman „Quitt" eine Rolle, nur heißt es dort „zur Rabenkippe". In der Nähe befand sich (nach Loesche) das Forsthaus, in dem der von Lehnert Menz (eigentlich Wildschütz Knobloch aus Querseiffen) erschossene Förster Opitz (eigentlich Frey) hauste. „In der grünumlaubten Veranda beim Rabenwirt", schreibt Loesche, „fühlte sich Fontane recht heimisch; denn jener urwüchsige Wirt verstand es, sich bei gebildeten Gästen Interesse zu verschaffen. In seinem derben Gebirgsdialekt prägte er die packendsten Bilder, die nicht selten die Lachmuskeln der Zuhörer wegen ihres drolligen Witzes und ihrer Originalität in Bewegung setzten." Man könnte unter diesen Umständen vielleicht verwundert sein, daß Fontane die Besuche beim Rabenwirt nicht dazu benützt hat, seinen Riesengebirgsgeschichten durch Erlauschen von charakteristischen Dialektwendungen sozusagen die rechte Würze, ein stärkeres Lokalkolorit, zu geben. Vor diesem „Kunstgriff" aber haben Fontane sein guter Geschmack und sein treffsicheres Urteil bewahrt. Er schreibt später selbst darüber in einem Briefe an Dr. Emil Schiff aus dem Jahre 1888: „Gewiß wäre es gut, wenn das alles besser klappte, und die realistische Darstellung würde neue Kraft und neue Erfolge daraus ziehn. Aber — und indem ich dies ausspreche, spreche ich aus einer vieljährigen Erfahrung — es ist sehr schwer, dies zu erreichen und hat eine wirkliche Vertrautheit des Schriftstellers mit allen möglichen Dialekten seines Landes zur Voraussetzung. Ich griff früher, weil ich mich dieser Vertrautheit nicht rühmen darf, zu dem auch von Ihnen angeratenen Hilfsmitteln und ließ durch Eingeweihte, die übrigens auch nicht immer zur Hand sind, das von mir Geschriebene ins Koloniefranzösische oder Schwäbische oder Schlesische oder Plattdeutsche transponieren. Aber ich habe dabei ganz erbärmliche Geschäfte gemacht. Alles wirkte tot oder ungeschickt, sodaß ich vielfach mein Falsches wiederherstellte. Man muß schon zufrieden sein, wenn wenigstens der Totaleindruck der ist: Ja, das ist das Leben!"

Nun, dieser Totaleindruck mangelt wohl bei Fontane nie, wenn wir Schlesier auch die allerintimste Lokalfarbe, die aber durchaus nicht immer zur höchsten Vollendung eines Kunstwerks notwendig ist, ein wenig vermissen mögen.

Die Geschichte von dem ermordeten Förster Frey, die später den Grundstoff zu Fontanes Novelle „Quitt" abgab, wurde ihm übrigens in diesem Sommer wohl noch nicht bekannt. Er arbeitete hauptsächlich an der Novelle „Cécile". Sonstige Andeutungen über sein Schaffen sind nicht zu finden. Eine humoristische Episode, die sich während dieses Aufenthalts zutrug, schildert Fontane in einem Briefe an seine Tochter Martha. Es waren nämlich fünf echte Türken in Krummhübel aufgetaucht, die natürlich mit ihrer nationalen Kopfbedeckung, dem Fez, erhebliches Aufsehen erregten. Frau Fontane wurde, wie der Dichter schreibt, „der Gegenstand einer türkischen Ansprache, über deren Inhalt — vielleicht huldigend, vielleicht furchtbar, vielleicht beides — nur Mutmaßungen gestattet sind. Mama raffte aber sich und ihr Türkisch zusammen und antwortete mit Würde „Allah il Allah!" — Fontane und der gleichfalls in Krummhübel weilende Kunsthändler Ruthardt setzten daraufhin einen Ulk in Szene, der für den großen Lebensfrohsinn des greisen Fontane beredtes Zeugnis ablegt. Fontane begab sich mit Ruthardt, beide ebenfalls mit einem Fez geschmückt, zu Exner, wo die Türken dinierten, begrüßten ihre „Fezbrüder" eben so höflich als würdevoll und begaben sich zu ihrem Eßtisch. „Sie (die Türken) müssen durchaus dadurch den Eindruck von dem Fortschreiten des Islam empfangen haben. Als sie aber am selben Abend noch diesen Anschauungen Ausdruck geben und oben auf der Koppe den dort anwesenden Harfenmädchen ihre Landessitte menschlich näher führen wollten, wurden sie vom Koppenwirt, der noch zu den alten Göttern hält, an die Luft gesetzt. Du siehst, liebe Martha, selbst Krummhübel hat seine orientalische Frage."

Am Tage vor diesem Erlebnisse hatte Fontane eine größere Partie gemacht, und zwar nach der Annakapelle. Das bedeutete für den 65jährigen und für seine etwa zehn Jahre jüngere Gattin eine ganz bedeutende Leistung. Das „Menu" auf der Annakapelle — Weinsuppe, Forellen und Eierkuchen, eine etwas seltsame Zusammenstellung für den schlesischen Geschmack — befriedigte ihn wohl, nicht aber die Größe der Portionen. Der Abschied von

Krummhübel fiel ihm diesmal recht schwer. „Je älter man wird, je zweifelhafter erscheinen einem die Vorzüge der großen Stadt." Beiläufig wird es interessieren, daß Fontane in diesen Wochen in Krummhübel sich auch mit Nachforschungen über die Herkunft seiner Familie, die aus Frankreich stammte, beschäftigt hat. Wem drängte sich da nicht ein Vergleich zwischen Fontane und Chamisso auf?

Im nächsten Jahre wagte sich Fontane schon weit früher hinauf in die Berge und traf am 1. Juni in Krummhübel ein. Der Ton seines ersten Briefes, der bereits $1^1/_2$ Stunden nach seiner Ankunft geschrieben ist, besagt zur Genüge, daß die ersten Atemzüge der Gebirgsluft auf ihn eine belebende Wirkung ausgeübt haben. Seine ganze Stimmung ist froher als 1884 bei seiner Ankunft. Als er diesmal dem Gebirge zufuhr, stand ein herrlicher Regenbogen über Krummhübel, und in seinem Quartier setzte sich gleich „ein entzückender Vogel, weiß und schwarz (aber viel graziöser, als die Preußen sind)", aufs Fensterbrett und begrüßte ihn mit seiner hellen Stimme. „Ich kann den Friedensbogen und eine poetische Vogelstimme gleich gut brauchen, jenen zum Abschluß, diesen zum Anfang."

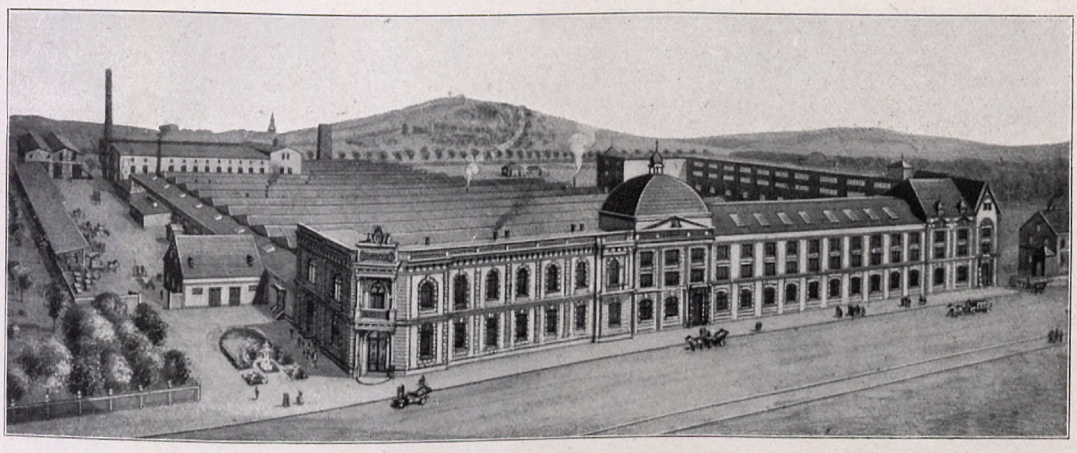
Er wohnte wieder bei Schreibers, die ihm mit großer Freude entgegenkamen, „er, sie und das Normalmädchen Anna, oder „die Anna", wie es in Schlesien heißt." Er begann bald mit der Arbeit, und sie machte ihm hier oben auch wieder Freude. „Wenn ich doch mal einen Sonntag hätte, wo ich mich fühlte, wie Wildenbruch sich alltags fühlt!" Vermutlich meinte er die glühende Arbeitsbegeisterung des von ihm als Künstler nicht übermäßig geschätzten Dramatikers damit.

Das erste, was er 1885 in Krummhübel schrieb, war ein biographischer Aufsatz über seinen alten Freund und Rütligenossen Bernhard von Lepel, der damals gerade gestorben war. Noch am selben Tage begann er auch den Entwurf der Novelle „Quitt", die er für die „Gartenlaube" bestimmt hatte. Vorläufig fehlten ihm noch alle Einzelheiten dazu; nur das Gerippe, die Erzählung von dem erschossenen Förster Frey, war da. „Natürlich kann ich mir auch alles erfinden", schreibt er an seine Gattin, „und die ganze Geschichte aus dem Phantasiebrunnen heraufholen, aber besser ist besser. Ich habe nicht die Frechheit, drauflos zu schreiben, ohne Sorge darum, ob es stimmt oder nicht." Am 3. Juni war Lehrer Loesche bereits bei ihm, um ihm jene gewünschten Einzelheiten, soweit er dazu imstande war, zu berichten. Loesche schildert dieses Zusammentreffen — kennen gelernt hatten sich die beiden Männer schon 1884 — wie folgt:

„Frau Schreiber kam eines Tages zu mir und brachte mir vom Herrn Doktor, wie sie Fontane immer nannte, einen Gruß und ob ich nicht einer Einladung zum Tee für heute Abend in seinem Sommerquartier Folge leisten wollte. Ich sagte zu. In dem einfachen Zimmer bei gedecktem Tische empfing mich der Dichter. Er sprach nicht von oben herab, sondern als wäre ich einer seiner Standesgenossen, und als kennten wir uns schon lange. Er meinte: „Frau Schreiber hat mir schon erzählt, daß Sie der geeignete Mann wären, der mir über Vorgänge, die sich 1877 mit dem Förster Frey abgespielt haben, die besten Mitteilungen zu geben imstande ist. Sie können sich wohl auch denken, daß ich die Sommerfrische nicht nur mit süßem Nichtstun zu verbringen gedenke, sondern meine schriftstellerische Tätigkeit hier ungestört weiter betreiben möchte. Der traurige Fall, daß der Förster Frey von Wilddieben erschossen worden ist, soll mir als Vorlage zu einer Novelle dienen, in welcher ich Dichtung und Wahrheit zu vereinen gedenke. Bitte, geben Sie mir eine Charakteristik von dem Unglücklichen und dem mutmaßlichen Mörder und von Einzelheiten." Soweit Fontane. Ich kam gern seinen ausgesprochenen Wünschen nach, wobei sich Fontane kurze Aufzeichnungen machte." Dieser Darstellung Loesches steht allerdings eine Aeußerung Fontanes aus seinem Briefe von demselben Tage gegenüber, wonach er Loesche verschwiegen habe, daß er vorhätte, darüber zu schreiben. Die Bekanntschaft dieser beiden Männer soll sich übrigens, wie mir von anderer Seite mitgeteilt wurde, auf eine recht originelle Art und Weise angesponnen haben. Fontane ging eines Tages im Sommer 1884 an der Schule vorbei, vor deren Tür Lehrer Loesche in Holzpantoffeln stand. Fontane fragte nach einem Wege, Loesche gab Auskunft und begleitete den Dichter ein Stück. Dabei kamen die beiden aber ins Gespräch. Loesche setzte Fontane die Formation des Gebirges mit großer Klarheit („besser wie ein geognostischer Professor", sagte Fontane selbst) auseinander. Sie gingen weiter und weiter und langten schließlich — auf der Koppe an, Loesche immer noch in Holzpantoffeln. Ob das hübsche Geschichtchen verbürgt wahr ist, weiß ich freilich nicht. Fontane selbst erzählt nichts darüber, und auch Loesche erwähnt nichts.

Uebrigens arbeitete Fontane nicht gleich an der so konzipierten Novelle. In den ersten Wochen schrieb er ausschließlich Verse, Lyrisches und Balladen, weil er sich mit der Absicht trug, eine zweite Ausgabe seiner Gedichte zu veranstalten.

(Fortsetzung folgt)



phot. O. Schultze in Landeshut

Die Landeshuter Leinen- und Gebildweberei

Von der Landeshuter Leinen- und Gebildweberei

Schon in vorchristlicher Zeit waren die Flachspflanze und ihre Verarbeitung bekannt; denn nicht nur bei den aegyptischen Mumien haben sich tausendjährige Ueberreste von Geweben gefunden, auch die Bewohner der Pfahlbauten Europas haben, wie zahlreiche Funde beweisen, die Verwebung der Flachsfaser gekannt und darin schon eine gewisse Fertigkeit bekundet.

In der geschichtlichen Zeit ist insbesondere auch unsere heimatliche Provinz Schlesien für die Herstellung und den Handel von Leinwand von Bedeutung gewesen. Wird doch schon in der Legende der heiligen Hedwig mitgeteilt, daß diese an Arme und Gefangene Leinwand verschenkt habe. Im allgemeinen wird Leinwand damals aber vielleicht nur als Tauschobjekt in weitere Entfernungen gegangen sein, während von einer eigentlichen Ausfuhr erst vom 16. bis 17. Jahrhundert an gesprochen werden kann. Damals wurde auch der später leider immer mehr zurückgehende Flachsanbau in Schlesien in großem Umfange betrieben und selbstverständlich auch das Spinnen bis zur umwälzenden Erfindung der Maschinen in ausgedehntem Maße mit der Hand und Spindel oder mit dem Spinnrad bewirkt. Diese Fertigkeit hat in den letzten Jahren an zahlreichen Orten im sogenannten „Spinnobend“ eine kleine Auferstehung gefeiert, wobei, freilich nur zum Zwecke von Scherz, Spiel und Unterhaltung, die mühevolle Herstellung des Gespinstes wenigstens noch einigermaßen vor Augen geführt wird.

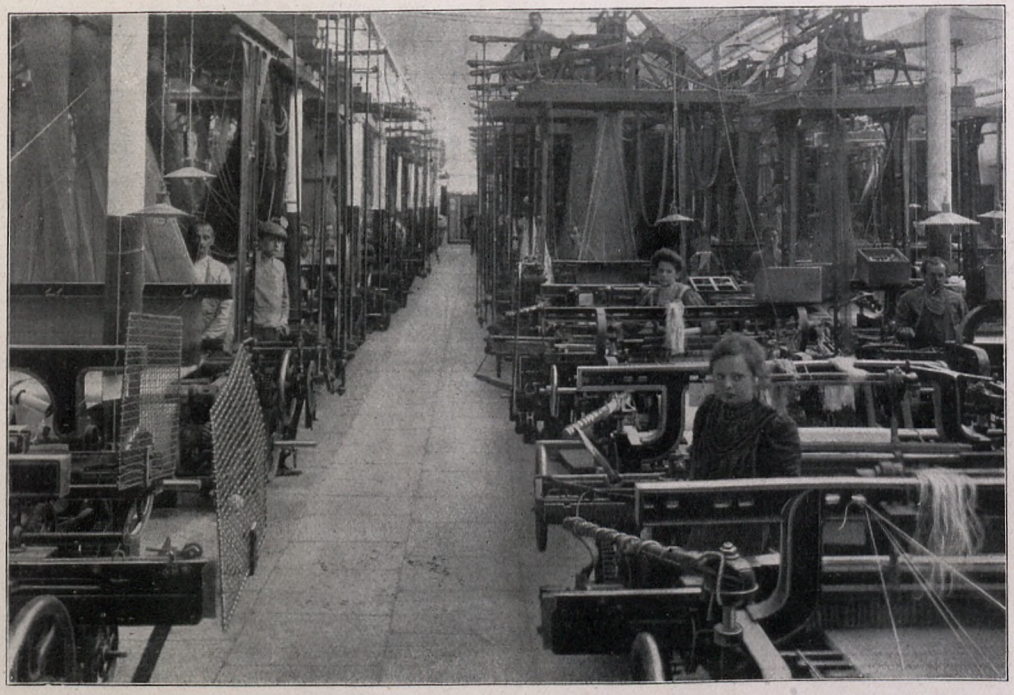
Durch die Schrecken des 30 jährigen Krieges wurde der Aufschwung in der Herstellung von Leinen völlig lahm gelegt, und nach manchem Auf und Nieder gelangte die Ausfuhr erst im 18. Jahrhundert unter der Fürsorge Friedrichs des Großen nach den Kriegen auf einen Höhepunkt. Auf über 6 Millionen Taler belief sich im Todesjahre des großen Preußenkönigs die schlesische Leinen-Ausfuhr. Dann folgte Jahrzehnte lang infolge der ungünstigen politischen Verhältnisse ein andauernder Niedergang, der allerdings zuletzt auch durch das zähe Festhalten der schlesischen Weber am Althergebrachten verschuldet worden sein mag, indem die Aufnahme neuer besserer Arbeitsmaschinen und neuer Artikel abgelehnt wurde. Die daraus folgenden Webernöte des 19. Jahrhunderts sind noch in lebhafter Erinnerung; sie haben auch unseren großen schlesischen Dichter Gerhart Hauptmann zur dramatischen Verarbeitung angeregt. Erst nachdem die neuen Spinn- und Webstühle immer mehr in Aufnahme kamen und die schwerfällige Hausweberei zurückdrängten, hat sich die Bedeutung der schlesischen Textil-Industrie (auch Baumwolle, Jute und Seide waren hinzugetreten) immer mehr gehoben, und die zähe, rastlose Arbeit bekannter Großindustrieller und Großkaufleute hat es verstanden, den guten Ruf der schlesischen Erzeugnisse wieder auf die alte Höhe zu bringen. Es kann hier besonders auf die alte Leinenstadt Landeshut, das Zentrum der heutigen schlesischen Leinenindustrie, hingewiesen werden, welche durch die Bestrebungen der weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannten Leinen- und Wäschefirma F. V. Grünfeld durch den direkten Verkehr mit dem Publikum und durch zielbewußte Ankündigungen einen guten Klang erhalten hat. Es muß als eine erfreuliche Tatsache bezeichnet werden, daß die



phot. O. Schultze in Landeshut

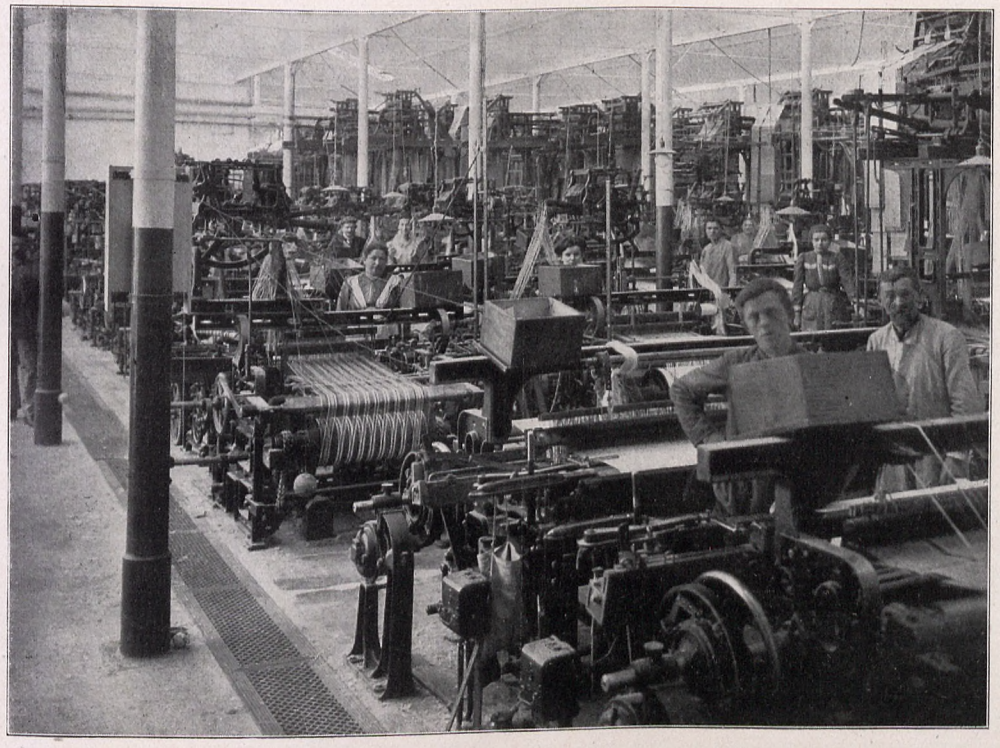
Webereivorbereitung
Spulerei

Bestrebungen für das Gute in Gewebe und Arbeit auch heute noch in ausgedehntem Maße Anerkennung finden, wird dadurch doch auf der anderen Seite eine gute Entlohnung der Arbeitskräfte ermöglicht. Besonders dankbar zu begrüßen ist es aber, wenn durch solche Bestrebungen der Ruf schlesischer Erzeugnisse auch im Auslande der deutschen Leistungsfähigkeit



phot. O. Schultze in Landeshut

Mechanische Weberei



phot. O. Schultze in Landeshut

Mechanische Weberei
Glatte und Schachwitzstühle

immer weitere Kreise erobert. Wenn die Besucher unserer schönen niederschlesischen Bergwelt und der heilkräftigen Bäder die Gelegenheit wahrnehmen, dem Städtchen Landeshut und dem angedeuteten Betriebe einen Besuch abzustatten, werden sie es nicht zu bereuen haben. Das Aeußere selbst schon (der ältere Teil des monumentalen Baues ist nach Ent-



phot. O. Schultze in Landeshut

Zuschneiderei

würfen des Baurats Schmidt in Breslau 1886 errichtet) bildet eine Sehenswürdigkeit, (Bild auf Seite 163), vor allem aber ist ein Rundgang durch den vielseitigen Betrieb fesselnd und lohnend. Unsere Bilder können nur einen bescheidenen Einblick in die Werkstätten gewähren, in denen tausend fleißige Hände sowohl in der Weberei, wie auch in der Näherei, Stickerei usw. oft Kunstwerke schaffen, die den Stolz und die Freude der Frau bilden und auch den Laien bei der Betrachtung fesseln müssen.

Der Betrieb dieser Firma unterscheidet sich von anderen ähnlichen Fabriken vor allen Dingen dadurch, daß ein großer Teil der vom Faden an selbst hergestellten Waren durch das Berliner Haus unmittelbar dem Publikum weitergeliefert wird.

Die Firma ist ferner von jeher ihrem Grundsatze treu geblieben, ihre eigenen Gewebe, wie Tischzeuge, Hand- und Wischtücher, soweit irgend möglich, nur in Reinleinen herzustellen. Was den Betrieb für den Laien besonders interessant macht, ist seine Vielseitigkeit, die bei Besichtigungen belehrend wirkt.

Wir sehen zunächst in der Weberei die Anfertigung vom einfachsten Gebrauchshand- und Wischtuch und der glatten Leinwand bis zu den von Künstlerhand entworfenen Jacquard- und Damastmustern feinster Tischzeuge. Während jene auf einfach erscheinenden Leinwand- und Schachwitzstühlen gearbeitet werden, sind für die Erzeugung dieser kostspielige Jacquard- und Damastmaschinen erforderlich. Die Muster werden zum großen Teil in den eigenen Berliner und Landeshuter Ateliers entworfen, patroniert und geschlagen. Von der Uebertragung auf die Patrone (Vorlage für die Anfertigung, das „Schlagen" der Jacquardkarte) bis zur Lieferung des ersten gebrauchsfertigen Tischtuches kann je nach Schwierigkeit oft ein Jahr und mehr vergehen. Nach der Ablieferung von der Weberei werden die Gewebe mehrmals gewissenhaft durchgesehen und gereinigt, auch etwaige Webfehler bezeichnet. Dann werden die Gewebe entweder einfach gemangelt, oder nachgebleicht und veredelt. Man will sie auf diese Weise verkaufsfertig machen und ihnen dauernd jenen schimmernden Glanz geben, der die Leinwand auszeichnet.

In den Sälen der Näherei- und Wäsche-Herstellung werden nicht nur durch mehr als 200 einfache Näh-, sowie Hohlsaum-, Knopfloch-, Kappnaht-, Zickzack-, Ausbog-, Stick- usw. Maschinen alle die Wäschestücke gearbeitet, die zu einer vollständigen Ausstattung gehören, sondern durch die geschickten und geübten Hände zahlreicher Handnäherinnen entstehen auch jene Meisterwerke aus duftigen Geweben und Spitzen, die das Entzücken nicht nur der Frau, sondern auch des Kenners auslösen. Zuschneidemaschinen, die je nach Feinheit des Stoffes bis 120 Lagen auf einmal schneiden, sorgen für Massenschaffung von Arbeit, und die Abteilung für Handstickerei liefert schließlich die einfachen Buchstaben und kunstvollen Monogramme, die in unendlicher Mannigfaltigkeit, oft auch in künstlerischer Form, von den eigenen Ateliers je nach Wunsch entworfen wurden.

In der Plätterei erhalten die Wäschestücke dann durch zahlreiche elektrisch erhitzte Plätteisen, in der Legerei durch geschmackvolles Falten und Legen das verkaufsfertige Ansehen, ehe sie, sauber verpackt, in den weit ausgedehnten Lager- und Verkaufsräumen aufgestapelt, nach Berlin verladen, oder, zu ganzen Ausstattungen zusammengestellt, versandt werden.

In den letzten Jahren ist noch ein neuer Zweig der Hand-Kunstfertigkeit hinzugetreten und zu hoher Vollkommenheit gebracht worden: die Herstellung kostbarer Durchbrucharbeiten und Flachstickereien. Diese Anfertigung ist besonders in Bayern zu großer Bedeutung gelangt, wo auch durch die Firma Grünfeld verschiedene eigene Faktoreien begründet worden sind.

Eigene Buchdruckerei und Buchbinderei mit ihren zahlreichen Maschinen zur Herstellung von Preislisten und Proben bilden die notwendige Ergänzung des modernen Großbetriebes, während gegen 200 Heimarbeiterinnen (Näherinnen und Stickerinnen) und die an Zahl immer mehr zurückgehenden Handweber und Spuler auch außerhalb der Geschäftsräume für die Firma tätig sind.

Die hohen und luftigen Betriebsräume sind durch neuzeitliche, gesundheitliche Einrichtungen (Luftbefeuchtung und -erneuerung, Bade-Einrichtungen, Küche und Speisesäle, Garderoben) zu musterhaften gestaltet, während der elektrische Betrieb aller Maschinen und die Einführung neuer Verbesserungen und Schutzvorrichtungen den Aufenthalt und die Bedienung der Maschinen gefahrlos machen.

Möge unser Schlesien auch in Zukunft auf dem großen Gebiete dieser Industrie an der Spitze stehen und durch hervorragendes Können sich seinen Weg in allen fremden Stätten der Zivilisation bahnen. Die deutsche Frau aber handelt in ihrem eigenen Nutzen, wenn sie den Wahlspruch beherzigt, der uns in der Eingangshalle des erwähnten Betriebes grüßt:

Der Hausfrau Sinnen
Sei stets gut Linnen.



phot. O. Schultze in Landeshut

Nähraum



phot. O. Schultze in Landeshut

Saal für die Durchsicht und das Legen der Waren

Miesko

Sage von Breslaus Gründung (965)

Der Morgenwind fegt durch den Oderwald
Und bläst aus vollen Backen
Um rauher Ritter Reckengestalt
Und um blendende Frauennacken.
Und der vor dem Trosse vom Hengste steigt,
Den lockigen Scheitel hintübergeneigt,
Ist Miesko, der König der Polen.

Das Morgenrot küßt ihm den Hermelin
Und den Demant an Brustschild und Zehen.
Doch so oft es ihm auch auf den Kronreif schien,
Er hat es doch nie gesehen:
Der Schimmer des Auges ward ihm versagt;
Nie hat ihm rosig ein Morgen getagt,
Und nie sah er Frühling und Freude.

Und was ihn schon früh vor dem Morgenwind
Von den purpurnen Kissen getrieben:
Er harrt auf ein goldblondes Königskind.
Sein Herz schreit nach Küssen und Lieben.
Noch ehe das heutige Morgenrot schwand,
Soll sie ihm gehören, soll Priesterhand
Ihr Los an das seine binden.

Mit Sehnen sinnt er's und denkt dabei,
Was hundert Lieder gestanden,
Daß sie die Hehrste und Herrlichste sei
Weitum in den christlichen Landen.
Und ein brennender Gram hält sein Herz bedrückt:
Die Schönheit, mit der sie ein Gott geschmückt,
Sein Blick wird sie nimmer erschauen.

Dann denkt er an ihren Edelsinn,
Der sie, die Schönste auf Erden,
Bestimmte, dem Blinden Königin
Und Sonne des Glückes zu werden.
Er sinnt es und findet es klein und gering,
Was er ihr gelobte als Gegenbeding:
Fortan nur dem Kreuze zu folgen.

Noch steht er und grübelt in wachem Traum,
Da jubelt der Schall der Posaunen,
Und ein Jauchzen der Lust füllt den waldigen Raum,
Und ein Flüstern erhebt sich und Raunen.
Sie naht ihm, — er weiß es, ob er auch blind —
Und er grüßt das holdselige Königskind
Und sinkt vor ihr in die Knie.

Er faßt eine zierliche, zitternde Hand,
Die die seine ergreift zum Bunde,
Er fühlt der Stola umschlingendes Band,
Und es tönt ihm aus Priestermunde:
„Dombrowka, Prinzessin aus Böhmerland,
Reicht Miesko, dem Herrscher der Polen, die Hand!
Der Herr sei der beiden Geleite!

Und Du, dem die Hohe zu eigen ward,
Vernimm eine zweite Kunde,
Die die Stimme des Geistes mir offenbart!
In dieser gesegneten Stunde,
Da Dein Geist aus dem Dunkel des Irrtums bricht,
Erschließe sich Dir auch das irdische Licht!
Sei sehend! Der Herr hat geholfen!"

Und ihm ist, wie wenn zitternde Schleier wehn.
Sie schwinden und sinken wie Zunder,
Und seltsame Formen und Farben erstehn
Und tausend geahnte Wunder;
Und vor sich im flüsternden Morgenwind
Erblickt er sein herrliches Königskind,
Und er schließt sie entzückt in die Arme.

Sein Mund flüstert seliger Worte Schwall,
Und trunken blicken die Augen,
Als wollten sie gierig das Weltenall
In die dürstende Seele saugen,
Und sein Blick sucht die flammende Sonnenbahn:
„Der Herr hat ein Wunder an mir getan!
Er sei fortan einzig gepriesen!

Auf, auf, ihr Getreuen in Stahl und in Samt!
Den Fuß in den knirschenden Bügel!
Euch wird heut ein heiliges Botenamt!
Auf, jagt mit des Windes Flügel
Und kündet das Große mit Mund und mit Hand:
Noch heut sollen ringsum im Polenland
Die alten Götter sterben!"

Dann fliegt sein Blick durch das reiche Gefild
Bis fern zu den Buchenschlägen,
Als sollte das frühlingsluftatmende Bild
Sich fest in sein Herze prägen,
Und er wirft sich hin in den gelben Sand
Und küßt ihn, wie Moses das heilige Land:
„Der Herr ist an diesem Orte!

Der Boden, der heute mein Heil geschaut,
Sei fortan dem Höchsten zu eigen.
Ein herrlicher Dom soll mit Glockenlaut
Dem Schöpfer die Herzen neigen!
Und nah ihm, Du herrliches Königskind,
Da wollen wir hausen mit Hof und Gesind
Und den Namen des Herren preisen!"

Alexander Kirchner



phot. Fisk in Sakchi (Indien)

Der Sylvesterberg in Sakchi (Indien)

Ein Adventssonntag fern von der Heimat

Von Hanns Fischer in Sakchi (Indien)

Bei Berichten aus fremden Ländern ist es nicht leicht, die richtige Form in der Erzählung zu finden, um nicht in den allgemeinen Fehler des Schwärmens fürs Fremde zu verfallen, oder besser gesagt, um im Leser nicht Eindrücke hervorzurufen, die nicht tatsächlich sind, z. B. die leider Gottes gebräuchliche Ansicht, daß Ueppigkeit und paradiesische Schönheit nur oder wenigstens sicherlich in den Tropen geschaut werden könnten.

Ich wünschte, die folgende Schilderung möchte auch bei meinen Landsleuten den in vorstehenden Worten angedeuteten Eindruck erwecken, der mir hier mitten im indischen Djangel täglich aufs neue wird. Ihre Meinung über die Tropen wird dann gemäßigter werden, so wie die meine, die selbst durch weltberühmte indische Orte, wie den botanischen Garten in Calcutta, nicht mehr ins Schwanken gebracht werden kann. Ich spreche hier von den gesunden Tropen, nicht von den Sumpfgebieten, die üppiger sind. Doch auch dort sind Waldesrauschen und Blumenmatten nicht zu finden.

Es gibt natürlich auch hier Schönheit. Aber was wir Europäer unter dem Begriff „landschaftlicher Schönheit" verstehen, die Harmonie des Ganzen, ist hier Seltenheit.

Wenn ich durch die breite Flügeltür meines Zimmers über die Veranda in meinen Garten sehe, schwanken die Wedel der hellgrünen Bananenbäume, rascheln die ahornähnlichen Blätter des Popeia, blühen deutsche und indische Blumen in bestem Einvernehmen nebeneinander, baumelt vor der Veranda, die japanischer wilder Wein berankt, eine halbe Kokusnuß als „Ampel", und hängen in dünnen Strähnen wohlriechende Wicken, die aus dem Riesengebirge importiert sind.

Ich weiß, lieber Leser, daß Du lange ungeduldig denkst: muß das ein blasierter Mensch sein! All das Schöne und noch nicht zufrieden! Gemach, gemach! Ich wäre selber zufrieden. Wenn ich von meinem Zimmer hinausschaue und den primitiven Gartenzaun sehe, den deutsche Kürbisse überrankt haben, und an dem entlang Melonen klimmen; wo der Weg geht, den die heilige gelbe Blume des Hindu einfaßt, die übermannesgroß, zu dichtem, Gebüsch verwächst, so daß sie im Abendschein wie sattgrüner Lebensbaum leuchtet; wo dieser Weg an einem sehr kleinen, künstlichen Teiche vorbeiführt: ich würde alles das schön und sehr schön finden, wenn nicht der gelbrote Lehmboden, der tennenartig fest getrocknet ist, die schönen Blumen und Gewächse zu kraß sich abheben ließe. Rasen fehlt! Ja, Rasen, der saftige, grüne! Den zu erhalten ist bei der zehnmonatlichen Trockenperiode ein Ding der Unmöglichkeit, wollte man nicht pro Morgen zwanzig Kulis halten, die tagtäglich nichts weiter zu tun hätten, als zu gießen. Das ist's, was dem Garten fehlt: der Untergrund des frischen Grases. Doch in der kurzen Abenddämmerung, wie sie jetzt gerade draußen für kurze Zeit herrscht, ist alles wie mit zartem Blau überzogen, und drüben — er scheint jetzt

ganz nahe — hebt sich hinter schlanken Bäumen der sattblaue, etwa 1000 m hohe Sylvesterberg (Bild auf S. 169) ab, dem sich auf der Ostseite der „prähistorische" Berg vorschiebt, der etwa 400 Meter hoch sein mag. Von ihm will ich erzählen.

Am dritten Adventssonntage des vergangenen Jahres brach ich mit meinem Freunde Hofrichter, gleichfalls einem hierher verschlagenen Schlesier, um etwa 7 Uhr morgens, von hier auf, begleitet von meinem „Boy". Der Diener trug eine kleine Handtasche auf seinem Kopfe, in die wir das nötige Sodawasser, Proviant und Zigaretten gepackt hatten. Unser Weg führte uns zunächst durch niedrigen, meist abgeholzten Djangel nach dem Suwarnarekhaflusse. Dort hofften wir einen Einbaum, ein hier übliches, aus einem Baum geschlagenes Boot zu finden (Bild S. 172). Doch suchten wir vergeblich danach. Mein Diener brachte indessen zwei Eingeborene herzu, die uns durch den Fluß tragen sollten. Ich machte den Anfang. Auf einer Sandbank, etwa in der Mitte des Bettes, machte ich Halt und ließ erst Freund Hofrichter nachholen, der sich gleich weiter über den zweiten Teil tragen ließ. Die Kulis faßten seine Oberschenkel von unten her, während er selbst seine Arme den Männern um den Hals legte. Die Träger gingen immer tiefer. Sie hoben die Beine des Armen immer steiler gen Himmel. Schon ging ihnen das Wasser bis an die Lenden. Freund Hofrichters Schuhe standen seinem Gesicht gegenüber. Da sich nun nach einem berühmten Ausspruche unser Leben aus „Abhängigkeiten" zusammensetzt und das Wasser noch tiefer wurde, die Beine aber jetzt senkrecht gen Himmel standen, war es kein Wunder, daß jene Stelle, die, um mit Hans Böttticher zu sprechen:

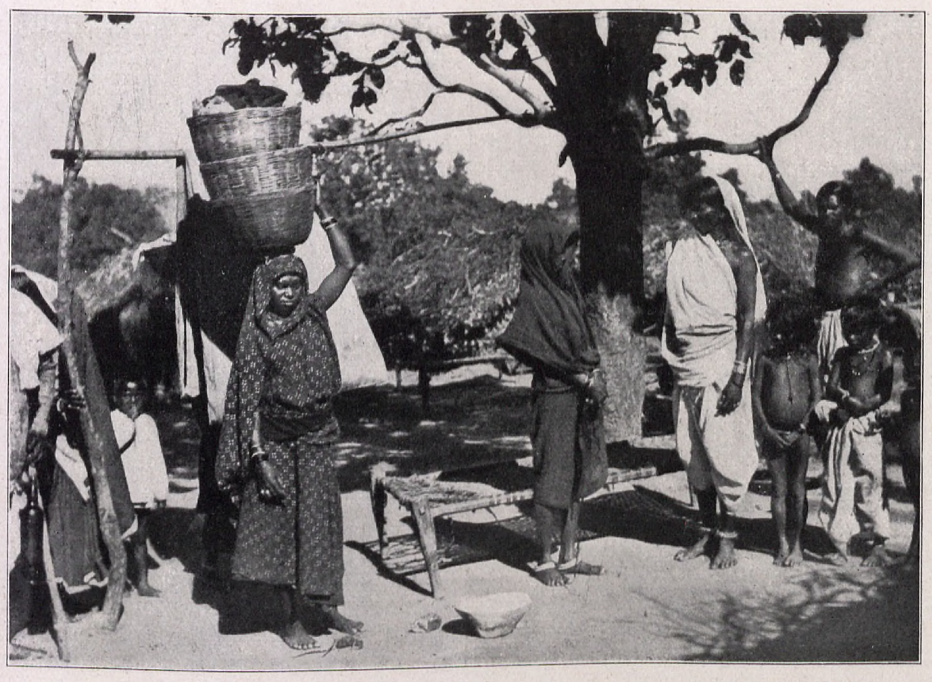
sich der arme Mensch verletzt,
Wenn er sich auf was Spitzes setzt,

in kosende Berührung mit den „leise sich kräuselnden Wellen" kam. Endlich waren sie drüben, und nun kam die Reihe an mich. Ich wollte mich auf einen Knüppel setzen, den ich den Kulis auf die Schultern legte. Indessen konnten mich diese Leute nicht „erheben", und so ergab ich mich denn in mein Schicksal. Das Wasser war so warm, daß ich vom Eintauchen gar nichts merkte. Nach einer halben Stunde war alles übergesetzt, und nur das steile Flußufer war noch zu erklimmen. Dann ging's durch graugrünen Djangel dem Berge entgegen.

Die Vegetation war hier reicher als auf der südlichen, rechten Seite. Wir fanden einige Orchideen, von denen die eine in voller Blüte stand und rote und gelbe Glocken schaukelte. Nun muß man sich nicht etwa denken, daß der Djangel prächtig ist infolge seiner Orchisarten, deren es hier nur sehr wenige gibt. Diese sind oft schwer, sehr schwer zu sehen, ranken an der Spitze der Bäume und kriechen zwischen den Blättern herum. An sich sind sie ja herrlich, und in meinem Garten habe ich eine ganze Reihe der einen Art, die auch auf trockenem Holze wächst und infolge ihres berauschenden Duftes, ihrer getigerten, wachsartigen Blüte (braun auf gelbgrünem Grunde mit einer sattvioletten Lippe in der Mitte) entzückend ist.

Wir sprachen über unsern deutschen Wald. Wir sprachen von schwellendem Moose und wiegenden Wipfeln, wir sprachen von dem reinen Dufte der Tannen und den hellgrünen Lärchen; von Buchen und Eichen sprachen wir und waren ganz erstaunt, daß wir durch einen Wald gingen — es war nur Djangel: indischer Wald; da fehlt das saftige Grün, da fehlen die taufrischen Moose — es fehlt alles. Es ist keine Poesie in den urwaldlichen Gegenden. Hier ist Groteske. Urleben ist rohester Kampf — auch im Walde. Nicht ohne Stimmung zuweilen, aber kein Dichter würde von ihm in den Tropen singen: Wer hat Dich . . . So wanderten wir durch dichtes Gebüsch und kletterten über Steine im schattenarmen Djangel, auf den die Sonne heiß herniederbrannte. Unterwegs fanden wir einen Mannabaum; die Früchte, kleine Scheibchen, die in röhrenförmigen Schoten sitzen, werden hier bei den Eingeborenen als Abführmittel geschätzt.

So gingen wir weiter und weiter in den Djangel hinein, auf den Berg zu. Nach etwa einer Stunde näherten wir uns einer Ansiedelung. Bald waren denn auch einige wenige, aber sehr sauber aussehende Hütten zu sehen. Wir gingen zunächst zu dem größten Haus und „tippten" dort einige reizende Kinder. Sie hatten wahrscheinlich wenige oder noch keinen Weißen gesehen. Hinter einem Knüttelzaun hockte ein Mann auf der Erde, der eine Reihe roter, runder Scheibchen von der Größe eines Zehnpfennigstückes auf dem Boden liegen hatte, und daneben glühte in einer Metallschale ein Feuerchen, das einen angenehmen Duft verbreitete. Andere rote Blättchen lagen in schalenähnlichen Behältern, die man hier allgemein aus einem Blatt formt. Der Mann brachte Opfergaben dar. Ich ließ ihn durch meinen Boy auffordern, sich mit „knipsen" zu lassen. Er warf sich auf die Erde, den Kopf der Sonne zu, verrichtete ein Gebet und war dann sehr besorgt, mit auf das Bild zu kommen. Indessen hatte mein Diener einen jungen Burschen veranlaßt, mir seinen Bogen und seine Pfeile zu zeigen. Meist ist dies die einzige Waffe, die das Haus beschützt. Die Eingeborenen töten



phot. Fisk in Sakchi (Indien)

Im indischen Eingeborenendorfe

damit selbst wilde Büffel. Ich wollte das Schießzeug kaufen. Doch erst nach langem Handeln gelang es meinem Diener, es für die für einen im Djangel wohnenden Eingeborenen sehr hohe Summe von acht Anno (= 50 Pfennigen) zu erstehen. Pfeile und Bogen bestehen aus Bambus.

Abermals kamen wir an eine sehr reinliche Hütte, deren Wände in glattem, gelbem Lehm leuchteten. Der Boden um die Wohnung herum war tennenartig glatt. Dort saß der Hausherr, der aus Reisstroh Seile machte und Maiskolben entkernte. Sein Frauchen, die wie die meisten Inderinnen wundervoll gewachsen war, schien eine reichliche Menge von Ungeziefer zu ihren Verehrern zu zählen, wie das ja hier üblich ist.

In der Nähe dieser Hütte stand ein großer, alter Baum, der kühlen Schatten gab. Mein Boy brachte für uns ein Bettgestell herbei (Siehe obiges Bild).

Der Weg wurde nun sehr steil und schwierig, da es sich in Schuhen übel auf dem specksteinartigen Gestein aufstieg. Unterwegs legte mein Boy zahlreiche Beweise für die staunenerregende Sehfähigkeit der Eingeborenen ab. Ihr Gesichtssinn ist nur für die Ferne wirklich ausgebildet. Selbst das beste Glas, wie dies auch die Erfahrungen des Hererokrieges gezeigt haben, kann einem Europäer lange nicht das nützen, was ein Eingeborenenauge zu helfen vermag. In dem dichtesten Blattgewirr entdecken diese Leute die kleinsten Vögel.

Langsam stiegen wir weiter. Die Sonne meinte es ganz gut mit ihren 38 bis 40 Grad Celsius; doch merkt man diese Temperatur nicht so, weil die Hitze sehr trocken ist. Nach etwa dreiviertel Stunden waren wir auf dem Joche des Berges, das wir nun entlang gingen, bis wir an ein Bergbachbett kamen, das allerdings nur in der Regenzeit Wasser führt. Immerhin machte es einen romantischen Eindruck. Hie und da standen Gruppen von Bergbambus, schlanke, fünf bis sechs Meter lange Halme. Wir stiegen in dem Bett, das in der Regenzeit oft enorme Wassermengen zu Tale befördert, weiter aufwärts. Plötzlich sah ich einen interessanten Abdruck, eine Versteinerung. Ich hielt sie zunächst für einen Ammoniten und wunderte mich sehr, ein solches Petrefakt in diesem Gestein zu finden. Wenige Schritte weiter fand Freund Hofrichter ein Stück, das dem meinen ähnlich und ohne Zweifel der Rest eines Tellers war. Es wurde uns klar, daß wir hier Gebrauchsgeräte gefunden hatten. Bald häufte sich die Menge. Kleine, wie Aschbecher, und große, 40 bis 50 Zentimeter breite Becken. Wir befanden uns zweifelsohne auf einer prähistorischen Ansiedelung. Zerbrochene Teile steckten in den Uferwänden des Bachbettes. Es mußte eine verhältnismäßig alte Ansiedelung sein. Weiter oben fanden wir große Löcher, die jetzt mit Bambus und Riedgras überwuchert waren, ähnlich denen, die man in Franken auf der uralten Steinsburg bei Themar findet, und die als Grundrisse ehemaliger Wohnungen gelten.

Es war uns ganz klar, hier in diesen Bergen hatte vor Jahrhunderten ein Volk gehaust,

das aus dem Gestein seine Geräte zu fabrizieren verstand. Wir sammelten eine Menge Stücke. In Strömen rann der Schweiß; aber was erduldet man nicht alles, wenn man Ausgrabungen macht! Endlich hatten wir soviel gesammelt, daß wir eine gute Auslese treffen konnten. Wir setzten uns nieder, um eine Stärkung zu uns zu nehmen. Das Manna und die prähistorischen Geräte waren unser ganzer Stolz. Während wir noch allerhand Vermutungen austauschten, ließ sich gar nicht weit das brüllende Grunzen (wahrscheinlich eines Tigers) hören. Da es hier nun sowohl Tiger als auch Bären gibt — allerdings sind das seltene Fälle — die den Menschen ohne weiteres annehmen, mag es vielleicht etwas leichtsinnig erscheinen, mit dieser Bewaffnung sich in tiefen Djangel zu begeben. Wir bekamen aber nichts zu Gesicht.

Etwa um 2 Uhr begannen wir den Abstieg. Doch, wie sollten all unsere Funde verladen werden? Freund Hofrichter packte seinen Rucksack, ich band meine Krawatte ab und zog die Schüsseln und Teller, die in der Mitte, von dem Zahn der Zeit angenagt, ein Loch bekommen hatten, darauf, hing mir diese Kette um den Hals, nahm einen großen Teller in die eine, Pfeil und Bogen in die andere Hand, und dann ging's abwärts. Mein Boy hatte natürlich in dem Koffer auf seinem Kopfe auch einige Kilo Steine und Bruchstücke in den Händen. Meine Bürde erwürgte mich bald. Aber welche Opfer bringt man nicht, um solche Schätze nach Hause zu bringen? Weiter unten fand ich noch eine Speerspitze oder wenigstens ein Stück Stein, aus dem eine solche zweifelsohne gefertigt werden sollte. Darauf war ich besonders stolz; denn sie bewies, daß die Leute, die sie fabrizieren wollten noch in der Steinzeit waren. So ging es immer weiter abwärts. Diesmal etwas weiter westlich, sodaß wir bei einem kleinen, sehr hübsch gelegenen Dorfe aus dem Bergbusche herauskamen, wo wir unter einem großen Baume ein wenig zu verschnaufen gedachten. Gleich daneben lag ein Häuschen, in dessen Hof mein Diener verschwand, um zu trinken. Leute waren nicht zu sehen. Unterdessen entledigten wir uns unseres Steingepäckes und atmeten im wahrsten Sinne des Wortes „erleichtert" auf. Gerade waren wir nochmals im Betrachten unserer kostbaren Funde versunken, als mein Boy herantrat. Er grinste über sein ganzes braunes Gesicht, wies mit einer Hand auf den Hof und hielt in der andern, — ich schäme mich, es zu gestehen — einen veritablen prähistorischen Teller, nur von den unseren durch Merkmale frischester Arbeit unterschieden. Im Hofe dort standen sie zu ganzen Reihen aufgestapelt. Jedenfalls hatte der Fabrikant seine Werkstatt ehemals auf dem Berge gehabt. Nun war er gewandert, und wir hatten unter seinem Arbeitsschutt nach „Prähistorischem" gegraben. Was blieb uns weiter übrig, als zu lachen?

Nach einem erfrischenden Bade ging es wieder auf Sakchi zu.

Im Westen war die Sonne gerade untergegangen. In allen Farben leuchtete der Himmel, tief violett standen die westlichen, fernen, grotesken Berge schroff dagegen. Kühlender Wind raschelte in dem verblichen-grünen Djangel, weither schallte das pfeifende Kreischen der Schakale. Sonst war es ganz still um uns.

Ein Abend, eine Farbenpracht, wie sie wirklich nur die südlichen Länder geben mit ihrer erhabenen Ruhe und ihrer flammenden Dämmerung! Ein Adventssonntagabend, wo zu Hause das Christkindlein fliegt, wo weißer Schneekristallen glitzert, wo manches frohe Kinderherz voll Erwartung schlägt; denn in acht Tagen kommt das Christkind in der treuen, lieben, schlesischen Heimat . . .



phot. Fisk in Sakchi (Indien)

Der Einbaum der indischen Eingeborenen



Winter in Oberschlesien
Photographie von A. Jüttner in Ratibor

G. SIWINNA
BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI
KATTOWITZ